

VERDAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 22.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 30. Mai 1892.

Vierteljährlich
2 1/2 Mark = 1 1/2 fl. ö. W.

38. Jahrg.

Kate Wilfing.

Novelle von Ottomar Beta.

Nachdruck verboten.

I.

Die Frühlingsnacht war so sternhell, daß das ganze Firmament erglänzte. Auf den Dünen flüsterte das spärliche Schilf geheimnisvoll. Ein einsamer Wanderer hatte auf einem der sandigen Hügel am Strande Platz genommen. Er blickte von da hinunter nach den rotgelben Lichtern, die den nahen Badeort verrieten. Dort bereiteten sich die Leute auf die kommende Saison vor, strichen und nagelten, hobelten und hämmerten. So war es den ganzen Tag gegangen. Jetzt saßen sie bei ihrer frugalen Abendmahlzeit und sprachen über den einen frühen Gast, der sich bereits mit den Schwäben eingestellt hatte.

„Er hat die Nerven,“ so lautete ihr Urteil.

Das ist in den Augen der wetterfeste Leute von der Waterkante, der deutschen Riviera zwischen Divenow und Zimmowitz, schon an sich eine Krankheit.

Was hätte auch sonst einen jungen Herrn von kaum sieben- oder achtundzwanzig Jahren so zur Unzeit an die See treiben können? Auf die Wogen lauschen, die in nichts dahinsinken und neuen Wogen Platz machen, die ebenso zerschellen — das ist doch keine Beschäftigung für einen Techniker. Dieser aber stöhnte laut auf. Er hörte das Geplär der Maibögel. Nutzlose Kraft und Gefühlsvergeudung überall! Wieviel Liebe trug er selbst im Herzen, und welchen Zweck hatte das alles!

Zawohl, so war es gewesen! Auf dem Rheindampfer hatte er sie zuerst gesehen, sie und ihren Vater. „Sir, wie meinen Sie heißt dieses ruinierte Kastell?“ So hatte der alte Herr, dem Aussehen nach mindestens ein Senator oder ein Zentral-Pacific-Eisenbahndirektor, ihn angeredet. Und zwar auf englisch, als ob er es als selbstverständlich voraussetzte, daß er verstanden werden würde. Und das Gespräch hatte sich fortgesponnen, wie zwischen Landsleuten. Und das eisenartige Senatorstochterlein, eine Nixe aus der See, mit Nixenaugen und süßem Lächeln, trug amerikanischerseits die Hauptkosten der Unterhaltung. Nachher benutzte man die neue Zahnradbahn, die zum Niederwaldsdenkmal emporführt. Oben im Forsthaus trank man roten Pfannkuchen. Da blühte am Abhange in den Weinbergen eine liebliche blaue Blume, und das war ihre gemeinsame Lieblingsblume

geworden — die blaue Blume der Romantik, wenn es eine solche gab.

Als sie dann nach einigen unruhig verbrachten Wochen sich in Heidelberg wiederfanden, trat sie aus einem Kreise amerikanischer Bewunderer hervor, um ihm die Hand zu reichen, sobald sie ihn erblickte. Sie nannte ihm die Namen jener jungen geschmiegelten Herren, ihrer „Beaus“: Bruce, Ames, Spencer, Morton, Murphy, lauter gute, klangvolle Neuenlandnamen, und nannte dann mit Stolz den seinigen:

„Werner Plehn, in the inventing line — Erfinder.“

Das ist für die Amerikaner ein größerer Ehrentitel, als irgend einer, der verliehen werden kann. Werner Plehn hatte

keine Patente. Er war ein self-made-man; die Amerikaner erkannten ihn sofort als einen Menschen an, dem einiges Verdienst nicht abgesprochen werden könnte. Sie verkehrten mit ihm wie mit einem der Ihrigen. Er nahm seinen Platz neben Miß Kate Wilfing. Die „Beaus“ machten lange Gesichter, aber sie ergaben sich in ihr Geschick. Sie, die Bruce, Ames, Spencer waren die Söhne reicher Eltern; Werner Plehn dagegen stand im Range neben dem alten Wilfing. Dieser hatte seinen „pile“, sein riesiges Vermögen durch Veredelung des „Rubber“ erworben und dadurch die Grundlage zu so manchem anderen Vermögen gelegt, das andere sich mit dem neuen, in der Technik in hunderten von Formen zur Anwendung gelangenden Material erwarben.

„Rubber“ ist zwar nur Kautschuk und dessen „Vulkanisierung“ ist schließlich keine große wissenschaftliche That, aber die Millionen, über die der alte Wilfing verfügte, erinnerten in der Art, wie er sie anwendete, nicht an ihren Ursprung. Sein Haus in Heidelberg war von Sandstein; seine Pferde waren englisches Vollblut; seine Dampfmaschine in Antwerpen war ein schwimmender Palast; seine Lakaien trugen blaue Livreen mit silbernen Aufschlägen; der Flügel, auf welchem Miß Kate ihre Lieblingsstücke von Chopin spielte, war ein Stoneway. Miß Kate Wilfing trug buntgestickte seidene Strümpfe, Lackschühchen mit goldenen Schnallen, dazu überall Blonden und Spitzen und an den zarten Händen Brillantringe, ein wenig überladen, aber alles in einer so künstlerisch stilisierten Zusammenstellung, daß ihr nichts von dem anhing, was selbst die Vanderbilts, zu deren „Set“ die Wilfings sich zählten, noch als Parvenus erscheinen läßt. Ihr schönster Schmuck blieben doch die sternhellen Augen, das lieblich gerundete Kinn, der feinzifelierte Mund. Ihre Zähne waren etwas Entzückendes. Ein berühmter amerikanischer „Dentist“ in Paris, der durch seinen Beruf Gelegenheit hatte, in dieses holde Mädchen Einblick zu thun, geriet außer sich über dieses Ornament aus der Hand der Natur, wie über eine neue Schöpfung. Er reiste der holden Besitzerin nach. „He had made a fool of himself,“ damit hatte Kate es abgelehnt, um ihres Gebiſses wegen geheiratet zu werden. Der enthusiastische Dentist reiste schweren Herzens wieder davon, und Bruce erzählte, daß er ein Monomane geworden wäre, der in Kate Wilfing, der Tochter des Rubberkönigs, ein höheres Wesen erblickte und sie platonisch anbeten würde bis an sein Lebensende. Er nannte ihr Gebiß in seinem exaltierten Enthusiasmus das „Zukunftsgebiß“, „ein Programm der Schöpfung“.

Nach Werner Plehn versiel in einen ähnlichen



Morgenmüde. (Beschreibung S. 219.)

Zustand. Er, der Techniker, Chemiker, Naturforscher, beste bis in die Seele hinein, wenn er die Hand der jungen Amerikanerin berührte. Er hatte eine Ehrfurcht vor allen Gebilden der Schöpfung. Und Kate Wilfing war ihm die Krone aller dieser Anbetung erregenden Gebilde.

Und Kate schien seine Neigung zu erwidern. Er durfte sie auf ihren Spazierritten begleiten. Sie bewegten sich mit der Freiheit der Sturmvogel in ihrem Elemente, und wenn sie sich dann am Abhang ins Moos setzten und miteinander sprachen und lachten, so hörte man sie über halb Heidelberg hinweg. Bruce nannte sie deshalb scherzhaft die beiden „woodbarkers“, die Waldbeller.

Er war wohl ein wenig eiferüchtig, dieser Mr. Bruce, aber in den Augen eines Amerikaners gilt es nicht für ehrenhaft, solchen Gefühlen Raum zu geben. Bruce, Spencer und Genossen räumten das Feld vor dem self-made-man. Sie gingen nach wie vor, höchst zierlich beschuht, beim alten Wilfing aus und ein und sprachen elegisch; sie lasen Browning, Goethe, Elliot, Daudet, fuhren nach Bayreuth und Oberammergau und nahmen ganze Logen mit, aber Werner saß neben Kate, und die Kohorte machte ihnen Platz. Selbst wenn abends der alte Wilfing mit seinen jungen Freunden ein Spielchen machte, ein „Pokerchen“, wobei die Tausende hin- und herrollten, blieben Kate und Werner abseits. Bald galt es für ausgemacht, daß alles „without nonsense“.

Die jungen Pankeedamen der höheren Stände machen von der ihrem Geschlechte in der neuen Welt eingeräumten Vollmacht Gebrauch, ihren Zukünftigen, ehe sie sich festsetzen lassen, gründlich zu studieren. Zuweilen dauert das lange, besonders wenn die Prüfung durch Vergleiche erhärtet wird. Bis zur Verlobung war es denn auch zwischen Kate und Werner nicht gekommen.

II.

Der Einjam auf der nächtlichen Düne drückte die Hand vor die Augen, er sprang auf und lief hinab bis an den Strand und achtete es nicht, daß die hereinrollende Woge seine Füße neckte. Er ballte die Fäuste empor zu den stimmernden Sternen, und dann stürzten ihm die Thränen aus den Augen.

Darum war er hierher geflohen in die finstere Nacht, um sich ausweinen zu können. Er schritt am Meeresgestade entlang und hing seinen Erinnerungen nach. Wie war es gekommen, daß jener lichtvolle Traum der Freude zerrann?

Amerika ist das Land der Katastrophen. Da kommen furchtbare Schneefürne von Norden her, vom Pol schreitet der Bliffard wie ein eisiger Riese über fruchtbare Länder, und auf seinem Pfade liegen die Erfrorenen zu Hunderten; da wirbeln die Tornados die Häuser wie Späne vor sich her, Tausende begrabend; da brechen gigantische Dämme, und die Fluten ergießen sich wie ausgedrohtene, tobüchtig gewordene Riesenströme ins Thal, die Menschen wie Ameisen extränkend, Minen verschüttend, Brücken und Eisenbahnzüge hinwegschwemmend, und menschliche Habucht hilft den Elementen weidlich nach. Einigen hundertfachen Millionären fällt es zuweilen ein, in allen Fabrikstädten und Häfen der Welt plötzlich eine bestimmte Ware zu den Alltagspreisen aufzukaufen und der Menschheit nur zum doppelten Preise den weiteren Gebrauch derselben zu gestatten. Darauf entsteht dann eine sogenannte Ueberproduktion der verteuerten Ware, während der Verbrauch derselben stockt. Die Preise werden endlich unhaltbar, und die Rückwirkung findet statt. Die „Kings“ zerreißen, die Banken brechen, alte Geschäfte schließen ihre Thore; Tausende darben, genau wie unter der Wucht eines Elementarereignisses. Der scheinbar unermessliche Reichtum selbst eines Mr. Wilfing war einer ganzen Schar solcher Ereignisse plötzlich zum Opfer gefallen. Ein paar Wochen lang hatte der verwöhnte Krösus sich irrfinnig umhergetrieben, hatte Tausende von Dollars nach allen Richtungen hin vertelegraphiert und war dann eingeschlagen, um nicht wieder zu erwachen. Werner befand sich gerade auf einer Reise im Orient, als er von dieser Katastrophe Kunde erhielt. Eine englische Gesellschaft in Kleinasien benützte nämlich eine seiner Erfindungen aus, und ein Engländer war es, der ihm zuerst von Mr. Wilfings break-down erzählte. Werner telegraphierte sofort nach Heidelberg, und die Antwort, die er erhielt, trug die Unterschrift: Bruce! Wie ist die Langsamkeit des Verkehrswezens im Orient so verwünscht worden, wie bei jener Gelegenheit von Werner. Er ließ alles stehen und liegen und dampfte heim — der Neckarstadt zu.

Wie groß war sein Erstaunen, als er dort eintraf. Zu Wilfings Villa schien alles beim alten geblieben zu sein, nur der Hausherr schien verreiselt. Kate stand im Salon zwischen Bruce, Spencer, Murphy und Genossen, ein Kafat servierte den Thee ebenso wie ehemals. Nur ein junges Paar, das Werner noch nicht kannte, saß auf dem Sofa. Kate trat dem Ankömmling entgegen wie beim erstenmale und stellte ihn dem Paare vor: „Colonel Small aus ‚Cinninnatti‘ und Mrs. Small, meine Schwester.“

Werner machte das hergebrachte Kondolenzgesicht, und es fiel ihm auf, daß sogar Kate ihn fast anlachte. Sie war bleicher und etwas hagerer als sonst, ihre hellen Augen trugen die Spuren durchweinter Nächte, es fiel ihr aber nicht ein, das wehleidige Gesicht zur Schau zu tragen, das bei uns in Trauerhäusern üblich ist. Die ganze Gesellschaft schien eine frohmütige.

Die Unterhaltung blieb im üblichen Geleise. Kate setzte sich an den Flügel, ihre schlanken Finger glitten über die Tasten und zauberten ein schattenhaftes Etwas hervor, das an Beethovens Trauermarsch gemahnte, aber in der Weise eines Scherzo. Es erschien wie eine Erinnerung an den verbliebenen Schöpfer aller dieser Herrlichkeiten und doch zugleich wie eine Verleugnung desselben. Dann sagte man einander gute Nacht, und auch Werner ging mit dem Trost. Erst am folgenden Morgen fand er Gelegenheit, mit Kate allein zu sprechen.

III.

Sie empfing ihn auf dem Altan in Sicht des Tennislawns, umrahmt von den großen blauen Blütenolden der Clematis. Sie rief ihm einen guten Morgen zu und winkte ihm herauf. Ein Weilchen saßen sie Hand in Hand nebeneinander, dann begann sie mit ruhigem Ton das Gespräch: „Es ist so lieb von Ihnen, daß Sie mich besuchen. Ich höre, daß man in Europa nicht so schnell reist, wie in Amerika. Wie lange fährt man von Smyrna bis nach Heidelberg? Acht Tage? Das ist entsetzlich! Wir legen dieselbe Strecke in dreißig Stunden zurück, in zwanzig Stunden fahren wir von Newyork nach Chicago.“

„O, Miß Wilfing,“ unterbrach Werner sie schmerzzerrißenen Herzens, „lassen Sie uns von diesen Nichtigkeiten nicht weiter reden, jetzt nicht.“

„Besser von solchen als von anderen, von Träumen,“ fuhr sie fort, ihr Angesicht heiter erhebend, „Herr Plehn, ich freue mich, daß wir Freunde geblieben sind. Ich habe stets Ihre Partei genommen, habe immer eine Ausnahme mit Ihnen gemacht.“

Werner errödete. Er hörte in diesen Worten ein Echo der Bruce- und Spencer'schen Meinungen über die langsamen Europäer und die Deutschen im besondern.

„Eine Ausnahme mit mir — meine Partei genommen? Ich bin Ihnen sehr verbunden. War denn aber das nötig?“

Die junge Amerikanerin zuckte mit den Achseln, dann erhob sie sich, nahm den Kopf ihres deutschen Arbeiters zwischen ihre Hände und gab ihm die Bewegung des Verneinens. Darauf sprach sie mit einem Anklang der eheben zwischen ihnen üblich gewesenen Vertraulichkeit: „Jetzt, wo ich meine Arme um Ihren Hals legen kann, Werner, wird es mir leicht, es Ihnen zu sagen, daß wir bisher allzumal Kinder gewesen sind. Papa war ein Kind — eine Nacht des Unheils riß ihn hinweg. Ich war ein Kind, ich litt an thörichten Einbildungen, Mr. Bruce, Mr. Spencer, wir alle sind Kinder, und auch Sie, Herr Plehn, sind ein solches. Euer Deutschland ist ein Traumland, und nun sind wir arg emporgerrüttelt worden. Man verweicht hier, man wird — sentimental. Es ist Zeit, diesen Boden zu meiden.“

„Kate!“ stammelte Werner, „ich hatte gehofft, Ihnen auf diesem Boden ein neues Heim bieten zu können für das verlorene.“

Wiederum blickte ihm Kate heiter ins Auge und gab seinem Kopfe jene schüttelnde Bewegung.

„Ich habe keines verloren,“ jagte sie sanft, „hören Sie mir zu und seien Sie einmal nicht narrow-minded, Herr Plehn! Seien Sie nicht engherzig!“

Sie hatte die Gewohnheit, das Wort „Herr“ eigenartig hervorzuheben; sie zog eine Scheidelinie zwischen den Herren und den Mistern, die aber bei ihr keine Zurücksetzung in sich schloß, denn sie hatte oft genug mit Werner völlig vorurteilslos über Deutschland und Pankeetium gesprochen. „Nur ein Unwissender kann die deutsche Nation herabsetzen,“ pflegte sie zu sagen, wenn die Yantes ihrer Lieblingsneigung verfielen, alles um sie her verächtlich zu finden, „bedenken Sie, welche großen Männer Deutschland der Welt gegeben hat.“

Vielleicht deswegen hatte Werner diese seltene Pankeedame so lieb gewonnen, und deshalb wurde er durch die jegige Wendung des Gesprächs so überascht.

„Sie machen eine solche Trauermiene, Herr Plehn,“ fuhr Miß Kate lächelnd fort, „daß diese mir als Bestätigung der allgemeinen Ansicht erscheint, Herr Plehn! Alle Deutschen sind hoffnungslos sentimental. Euer Bismarck war bis vor kurzem die einzige Ausnahme, und wir hätten euch hundert Millionen Dollars für ihn gegeben. Er würde bei uns sofort Präsident der Staaten geworden sein. Aber nun ist auch er sentimental geworden, wie Sie. Sie sprechen von einem verlorenen Heim. Sehen Sie, verloren habe ich einen guten, lieben Papa, und ich betraure ihn bis an das Ende meiner Tage. Aber sonst habe ich nichts verloren, gar nichts. Man sieht einen geliebten Menschen vor seinen Augen ertrinken und kann ihm nicht helfen — das ist ein Unglück — ein Familienunglück, und das muß man tragen. Wer aber sonst bei uns das Leben behält und den Kopf nicht verliert, der hat gar nichts verloren. O, Werner, kommen Sie zu uns herüber! Es wird Ihnen bei uns gut gehen. Sie werden ein Vermögen erwerben!“

Werner errödete. Katens Worte trafen ihn wie Dolchstiche. Es hatte sich bei seinem Umgange mit Engländern, Türken, Russen ein stolzes Gefühl seiner bemächtigt, das, ein Deutscher zu sein. Es war sein steter Aerger, daß seine eigenen Landsleute diesen Stolz nicht mit ihm empfanden, nicht in dem Maße wie er selbst. Diese seine Landsleute halfen sich mit alten bedeutungslos gewordenen Sprichwörtern über solche Empfindungen hinweg. Man hielt es für selbstverständlich, daß ein Deutscher sich um jedes persönlichen Vortheils willen seiner Nationalität zu entäußern bereit sei. Welcher Amerikaner, welcher Britte würde es sich gefallen lassen, wenn ein Weib ihm zumute, ihr zur Liebe seiner Heimat, seinem Vaterlande zu entsagen? Ein deutscher Kavaliere dagegen, der irgendwo in der Welt eine reiche Erbin ihm geneigt findet, wird mehr als entschuldigt. Man gratuliert ihm, auch wenn er dann dem Vaterland entragt, um seiner Gattenstelle zu genügen. Dieser Fall war Werner mehrfach begegnet, und ein unermessliches Gefühl der Verachtung bemächtigte sich seiner für solche Halbmenschen, welche nicht einmal der Definition des Aristoteles gerecht wurden, des „Zoon politikon“.

Er erbleichte bei Katens letzten Worten.

„Sie könnten sich nicht entschließen, in Deutschland zu bleiben?“ fragte er mit stockender Stimme.

Kate zog ihre Arme von seinen Schultern zurück.

„Ihr Deutschen,“ jagte sie, „habt einen großen Dichter, und dieser verlangt, daß man die Welt in seinen Freunden sehen solle.“

„Goethe, derselbe Dichter, welcher den Deutschen rät, es aufzugeben, jemals eine Nation zu sein,“ erwiderte Werner, nun seinerseits lächelnd, „aber Sie sehen, wir sind trotzdem eine solche geworden.“

Kate lachte.

„Trotzdem werden Sie sie nicht zu anderen Menschen machen, diese Ihre Deutschen.“

„Das hindert nicht, daß ich selbst eine andere Art von Mensch bin und sein will.“

„Darum — darum —“

Kate hob die Blicke zu ihm empor und sah ihn schweigend, forschend an.

„Darum?“ fragte Werner.

„Darum machte ich immer einen Unterschied zwischen Ihnen und den anderen.“

„Und nun soll ich diese Bevorzugung verzerren?“ lachte Werner, „danke schön, Miß Wilfing.“

Er erhob sich. Kate reichte ihm wie zum Abschied die Hand.

„Nein,“ sagte sie, „das sollen Sie nicht. Es wäre unedel, das zu verlangen. Ein Mann muß zu seinem Volke stehen! Freilich, freilich. Sie und ich, wir alle müssen uns gürteln und den Fuß wieder fest auf den Erdboden setzen. Gut, daß Sie da sind, Werner! Ich freue mich, Ihnen in die treuen Augen sehen zu können. Ich muß es Ihnen sagen, Werner, daß ich

Sie lieb behalten werde bis zuletzt — to the last! Aber auch ich habe ein Vaterland, das ich nicht aufgeben kann. Es zieht mich zurück zu meiner Art von Leuten, zu meinem ‚Set‘. Drüben kann ich arbeiten, mich wieder abhärten. Ich — ich fühle mich hier beengt. Euer Traumland ist an allem Unglück schuld, das uns betroffen. Der Luftdruck der alten Welt hat meinen Vater entnerbt. Drüben bei uns hätte er am nächsten Tage schon ein neues Leben begonnen, neues Glück errungen, ein neues Vermögen. Er hätte nicht so am Alten, am Verlorenen gehangen, er hätte das Glück, zu leben und zu erwerben, höher geschätzt als den verlorenen Besitz. Das wahre Glück liegt doch im Erzingen, nicht im Bewahren. Auch Mr. Bruce hat alles verloren, aber sehen Sie ihm es an? Er und ich, wir sind jetzt glücklicher als je zuvor.“

Wort für Wort tönte es ihm im Ohr, dieses letzte Gespräch mit Kate Wilfing. Und der Wanderer am Meeresstrande stöhnte bei der Rück Erinnerung an diesen Abschied laut auf. Sie hatte ihn zurückgelassen im Lande, das arm ist an Möglichkeiten, reich nur an „No-thorough-fares“.

IV.

Kate Wilfing stand unter Einflüssen, die Werner nicht bekämpfen konnte, auch wenn er sie erkannt hätte. Es wurde ihm später offenbar, wie mächtig diese waren. Er blieb mit Mr. Bruce in Korrespondenz, und durch diesen, den er als Nebenbuhler beneidete, erfuhr er, wie die Tochter des gestürzten und im Wahnsinn zu Grunde gegangenen Millionärs von ihrem ‚Set‘ aufgenommen worden war. Man hatte ihr und einer alten Tante ein Haus in der schönsten Lage eingerichtet, welche der Staat Newyork zu bieten hatte, es mit Geschenken angefüllt, die Töchter der angesehensten Neuengland-Familien bei ihr einquartiert, unter dem Vorwande, daß diese von ihr Musik, Sprachen und die Kunst der Unterhaltung lernen sollten. Ein Gespräch in der Weise zu führen, daß sich weder der Blauschirmpf verrät, noch alle Augenblicke das konversationelle Fahrzeug auf den Untiefen der Alltäglichkeit festsetzt, das ist in der That eine Kunst.

Auch Mr. Bruce war von diesem ‚Set‘ auf den Schild erhoben worden. Er bewährte sich als Advokat und Kongressredner, verwaltete die Parteikasse bei der großen Präsidentenwahl, wurde Unterstaatssekretär im Finanzamt und war bereits in der Lage, seinen Herzensstrieben zu folgen. Er hatte Kate ein Heim angeboten, das ihrer würdig war.

„Es gilt bei uns nicht für vereinbar mit der Ehre eines Mannes,“ mit diesen Worten hatte Bruce dem deutschen Manne von dem bevorstehenden Ereignis Kunde gegeben, „eine Dame um ihre Hand zu bitten, ehe er nicht imstande ist, ihr das Leben ihrem Geschmack gemäß einzurichten. So lange habe ich mich überwinden müssen, Miß Wilfing meine Liebe zu gestehen, und ich weiß nicht, in welcher Weise sie das Geständnis nun aufnehmen wird.“

„Welch eine Maschine ist doch diese Pankegesellschaft!“ Das war der Ausruf, mit welchem Werner den Bruce'schen Brief beiseite legte. Die Liebe gilt neben den Rücksichten auf das Vermögen für nichts.

Und dann fuhr es ihm durch den Kopf. „Weshalb diese Mitteilung? Will er mir dadurch Anlaß geben, noch einmal den Wettbewerb mit ihm zu wagen? Und soll ich dann doppelt geschlagen das Feld räumen?“

Auch Werner wußte sich zu überwinden. Der Bruce'sche Brief blieb unbeantwortet. Aber es bohrte und nagte etwas an Werners Gemüt, was ihn nun in die Einöde trieb.

V.

Der Aufenthalt an der „deutschen Riviera“ war nicht sonderlich geeignet, um dem an Thätigkeit gewöhnten Techniker über seine Sentimentalität hinweg zu helfen. Aber er bildete sich ein, nicht nur ein technisches Genie, sondern auch ein Gedankenheld zu sein. Er wollte dem Rätsel auf den Grund kommen und der schmerzlichen Uebererfahrung ein für allemal begegnen, welche ihm das Verhalten der Pankeetochter bereitet hatte. Er ging den Unterscheidungen zwischen der Anschauungsweise der alten und der neuen Welt bis an das Ende nach. Das bedeuteten seine Wanderungen am Meeresstrande, und es gelang ihm, wenn die See in ihren Tiefen aufgewühlt brüllend auf ihn hereinströmte, sich in Stimmungen zu versetzen, in denen er Kate Wilfing nahezu verachtete.

Die Fischer, die ihn aus der Ferne beobachteten und ihn die Faust ingrimmig den Elementen entgegenstrecken sahen, raunten einander zu: „Die Nerven! Er hat sie wieder. Es muß eine schlimme Krankheit sein, diese Nerven!“

Der Mai schwand dahin, die Nachtigallen ernüchterten sich, und mit dem Juni trafen die ersten Badegäste ein, voran die Familie eines Bankiers aus Berlin mit vier schreienden kleinen Bankiers, lauter Engel in den Augen der Bankiersfrau. Zu ihr gefellte sich eine Frau Dekonominerin mit ihrer Tochter, welche sofort eine heftige Augenkämpfe gegen den angeblichen Ledesandidaten begann. Denn für einen solchen galt Werner Plehn. Das zweite Dampfschiff brachte bereits eine kleine Völkerwanderung, und die Babelstürme erschienen mit dreißig Namen, Werner Plehns an der Spitze, sehr zum Verdruß eines geheimen Regierungsrates a. D.

„Gott sei Dank,“ dachte Werner, der alle diese Herrschaften an der table d'hôte kennen lernte, „darunter ist niemand, der Katens Anspruch rechtfertigt. Sentimental bin nur ich allein.“

Als das Thermometer der Salzflut auf elf Grad stieg, begann ein abgehärteter Rentier Müller — der „Badegreis“ — als erster Rede den Strand zu beleben und prustete in den Wogen wie ein Neptun. Und bei seinem Anblick empfand Werner etwas wie Sehnsucht nach seinen Reagentien und Retorten. Er dampfte nach Berlin zurück.

„Unjere Luft ist unschätzbar,“ sagten die Fischer, „sie hat den Todfranken kerngesund gemacht,“ und unwillkürlich setzten sie die Mietspreise für ihre Paraden um einige Thaler höher an.

Werner fand zu Hause mehr zu thun, als er erwartet hatte. Die Engländer überfielen ihn mit Tausendpfundnoten, um eine seiner Erfindungen in Deutschland zu „fruktifizieren.“ Eine Fabrik wurde errichtet, und bei seinen Arbeiten für diese Fabrik stolperte er sozusagen auf eine Entdeckung, deren Einführung eine Revolution in der Elektrotechnik bedeutete. Mit der Kunde dieses Ereignisses drang sein Ruf und Ruhm in alle Welt, und Werner empfand dabei kaum eine andere Genugthuung, als daß dieser Ruf und Ruhm zugleich dem Vaterlande zu teil wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Der Sänger des „Mirza Schaffy“.

Nachdruck verboten.

Der Tod hat einen liebreichen Mund geschlossen: Friedrich Bodenstedt, der Sänger der köstlichen „Lieder des Mirza Schaffy“, ist am 18. April dieses Jahres zu Wiesbaden einer Lungenentzündung erlegen. Ein reiches, vielbewegtes Dichterda-sein hat damit ein Ende gefunden, und eine charakteristische Gestalt des deutschen Geisteslebens ist mit ihm aus dem Kreise der Lebenden geschieden, nachdem sie den Zauber der Volkstümlichkeit und hoher künstlerischer Ehren jahrzehntelang in vollem Maße genossen hatte, dann aber in der Ruhe des Alters dem Gesichtskreise des heranwachsenden Geschlechtes sich entzogen hatte. Dichter, Gelehrter, Journalist, Salonmensch, Freund von Fürsten, Liebling der Frauen, umsetz fahrend bis in sein hohes Alter, war Bodenstedt eine ganz eigenartige Erscheinung, wie sie nur in früheren Zeiten so frisch und frohlich blühen, unter den heutigen engeren Verhältnissen aber kaum mehr gedeihen konnte. Keiner vor ihm hat die aus Herzens-tiefen stammende Lebensfreude mit solcher Anmut und mit ähnlichem Wohlklang der Sprache dem Volke zu Gehör gebracht wie er. Freilich hat auch die von ihm besungene und gepriesene Trias „Wein, Weib und Gesang“ gerade seine Lebensbahn fast immer mit wohlthuendem, mildem Glanze erleuchtet.

Auf eine nicht ganz mühelose Jugend des Dichters folgte ein außerordentlich schöpferisches und thatenfrohes Mannes- und ein trotz mancher Sorge frohliches Greisenalter. Bodenstedt, der am 22. April 1819 zu Peine in Hannover geboren war, wurde von den Eltern ursprünglich für den Kaufmannstand bestimmt, setzte es aber durch, daß er zu Göttingen, München und Berlin Sprachstudien und Litteraturgeschichte treiben durfte.

Ein starker Wandertrieb führte ihn früh in die Fremde: als junger Mann von 22 Jahren wurde er Erzieher des jungen Fürsten Galizin in Moskau. Hier that sich seinen erstaunten Blicken die bis dahin ganz unbekannt große ostslawische Kulturwelt auf. Bodenstedt kam mit den vornehmsten und verwöhnten Kreisen der russischen Gesellschaft in nahe Berührung, und dank seinen lebenswur-digen geselligen Talenten gewann er bald jene sichere Vertrautheit mit dem Salonleben, die ihm im späteren Leben sehr zu statten kam. Zu gleicher Zeit beschäftigte er sich auch mit der russischen Litteratur und dem russischen Volkstum, und seine geradezu musterhaften Uebersetzungen von Gedichten Puschkins und Lermontows, sowie einiger reizender kleinrussischer Volkslieder waren die Früchte dieser Studien. Von Moskau wanderte er durch die kosakischen Gebiete nach dem Kaukasus, um in Tiflis auf Einladung des Generals Meidhardt eine Erziehungs- und Lehranstalt zu leiten. Hier lernte er auch einen Mann, Namens Mirza Schaffy, kennen, der ihm eine zeitlang in der persischen und der tartarischen Sprache Unterricht erteilte. Bald gab er indes jene Stellung auf und durchwanderte nunmehr den Kaukasus und Armenien. Eine umfassende historische Studie „Die Völker des Kaukasus und ihr Kampf gegen Rußland“, sowie ein zweites Werk „1001 Tag im Orient“ trugen Bodenstedts Namen damals zum erstenmale in weitere Kreise Deutschlands.

Die Aufforderung, in den russischen Unterthanenverband zu treten, hatte in ihm das halbeingeschlummerte Heimatsgefuhl wieder geweckt, und so kehrte Bodenstedt i. J. 1846 über Kleinasien und Griechenland auf kurze Zeit nach Deutschland zurück, siedelte dann auf einige Jahre nach Italien über, redigierte hierauf den „Oesterreichischen Lloyd“ in Triest, sodann 1850—1852 die „Weserzeitung“ in Bremen. Hier erschienen 1851 die ersten „Lieder des Mirza Schaffy“, und dem beispiellosen Erfolge dieses Werkes hatte es der Dichter zu verdanken, daß er dem aufreibenden Journalistentum entsagen und einer Einladung Maximilians II. von Bayern folgen konnte, der ihn als Professor der slawischen Sprachen und Lehrer der altenglischen Litteratur an die Universität München berief und hier zum Mitgliede jener berühmten litterarischen Tafelrunde machte, der auch Geibel, Schack, Heise, Niehl, Viebig, Carrière u. a. angehörten. In München verlebte Bodenstedt die Glanzzeit seines Lebens; hier begann er auch seine dramaturgische Thätigkeit, indem er die Aufführung klassischer Dramen an der Hofbühne leitete. Als sich die alte Tafelrunde 1866 auflöste, ging Bodenstedt, einem Rufe des theaterfreundlichen Herzogs von Meiningen folgend, als Intendant nach Meiningen, dessen Hoftheater durch ihn bald weit über die Bedeutung kleinerer Hofbuhnen hinausgehoben wurde; es ist bekannt, wie dank der Energie und dem Kunstsinne des Herzogs, der den Dichter übrigens auch abelte, späterhin das Meiningener Hoftheater sogar epochemachend im Buhnenleben Deutschlands geworden ist. Im Jahre 1873 siedelte Bodenstedt nach Altona, 1877 nach Berlin über, unternahm von hier aus 1880 eine längere Vortragsreise durch Nordamerika und ruhte endlich in Wiesbaden von seiner bewegten Vergangenheit aus.

Der Verstorbene durfte sich eines innigen und glücklichen Familienlebens erfreuen; seiner Ehe entsproen ein Sohn, der früher preussischer Offizier war, jetzt als Eisenbahnbeamter in Amerika lebt, und vier Töchter, von denen eine in Weilburg, eine zweite in Kreuznach verheiratet ist.

Die Bühne vermochte der Dichter nicht zu erobern, so oft er auch danach strebte; seine Buhnenstucke sind Buchdramen geblieben. Voller äußerer Erfolg war auch verschiedenen seiner epischen Dichtungen versagt. Aber durch seine Reiseschilderungen und mehr noch durch seine musterghltigen Uebersetzungen hat er sich ein unbestreitbares Verdienst erworben. Nicht minder durch seine wertvollen Studien der Werke Shakespeares, dessen Tagebuch er herausgab und dessen Sonette und Dramen er im Verein mit Gildemeister, Wilbrandt, Heise und Herwegh in vortrefflicher Weise neu ubersehte. Aber das eigentliche Schaffensgebiet Bodenstedts blieb die Lyrik, und seine „Lieder des Mirza Schaffy“ fanden in der Welt einen Anklang, wie nie eine Uebersammlung vorher, nie eine andere seitdem. Denn abgesehen von den ungezählten, in Holland, Rußland und Amerika hergestellten Nachdrucken, sind diese Lieder in mehr als 130 deutschen Auflagen erschienen und nicht nur in alle europäischen Sprachen, sondern auch ins Hebräische und Tartarische überseht worden. Jahrzehnte hindurch glaubte man, es handle sich bei diesen Liedern um Uebersetzungen der Gedichte eines in der Weise des Hafis singenden Persers. Eine subdeutsche Zeitschrift brachte denn auch das Porträt des vermeintlichen muslimannischen Dichters mit betrunkenem Kopf und langem, schwarzem Bart,

und der Reiseberichterfasser einer englischen Monatschrift berichtete sogar aus dem Kaukasus über eine angebliche Begegnung mit dem allzeit frohlichen, lebensklugen Mirza Schaffy, der inzwischen durch allerlei Uebersetzungen, natürlich „aus dem persischen Original“, auch in England bekannt geworden war. Eingeweihte wußten freilich schon, ehe Bodenstedt beim Erscheinen der hundertsten Auflage sich als Dichter bekannte, daß es sich um Originallieder des deutschen Poeten handelte und daß die von ihm besungene Edlitham in Wirklichkeit seine Gemahlin Mathilde war. Die anakreontische Lebensphilosophie, die in diesen graziosen und schalkhaften Liedern wiederhallte, das Predigen einer Lebensanschauung, die auch im Rausch noch mavoll bleibt und vor großer Erschütterung wie vor brennender Gemuthigkeit gleichermaen bewahrt, entsprachen gerade dem Geiste jener Zeit, da man der Litteratur und namentlich der Lyrik mit einer warmen Empfänglichkeit gegenuberstand, die in einem Gemisch von Romanik und Empfindsamkeit die Poesie als die lebenswur-dige Befreierin von der Alltäglichkeit und von widrigen Begebenheiten betrachtete, und der Erfolg des Buches, das in keiner Hausbibliothek fehlen durfte, dauert noch heute an, da schon wieder ganz andere Zeiten mit anderen Ideen und Aufgaben gekommen sind.

Gustav Dahms.



Friedrich M. Lorenz.

Eine Thüringer Sommerfrische.

(Hierzu die Illustrationen auf S. 216.)

Nachdruck verboten.

Unter den Kurorten und Sommerfrischen des Thüringer Waldes nimmt Friedrichroda seit Jahren unbestritten den ersten Platz ein. Aus kleinen Anfängen hervorgegangen, hat sich das prächtig gelegene Bergstadchen allmählich zu dem beliebtesten und besuchtesten Badeorte Thüringens entwickelt, alle anderen weit in den Schatten stellend. Die Kurliste weist jetzt bereits an 9000 Besucher jährlich auf, und was an Wanderschwalben sonst noch hier sommerlang aus und ein fliegt, zählt auch nach vielen Tausenden. Vor allem sind es die Städte Berlin, Leipzig, Magdeburg und Hamburg, die sich hier zwischen den dunel aufragenden Bergen ein Stelldichein geben, aber auch aus anderen Ländern Europas, aus Amerika und den anderen Erdteilen kommen sie herüber, hier Bergluft und Waldesduft in vollen Zügen einzuziehen und Herz und Leib zu stärken in diesem grünen, fast unübersehbaren Waldmeer.

Der Reisende verlast bei Frottstedt im Horselthale die Thüringer Bahn, um sich auf der hier abzweigenden Nebenbahn nach Friedrichroda zu begeben. Der Weg dahin ist kurz, aber entrollt bereits eine Reihe lieblicher Bilder. Zuerst steigt zur Rechten, scharfkantig und seltsam gestaltet, der steile Horselberg auf, über dessen fahlen Muschelkalkfelsen die Sonne schillernd gleist. Er ist Thüringens vornehmster Sagenberg. Als der Sitz Botans, des wilden Jägers, der zur herbstlichen Nachtzeit mit seiner heulenden Meute hinausstrumt über Land und Berge, genießt der Horselberg noch heute Ansehen bei den älteren Bewohnern der Umgebung, denen der Sinn und Glaube für Sagen noch nicht ganz verloren ging. In dem Horselberge war einst das Fegfeuer; er war der Sitz der schönen Frau Venus, und die alte wehmütige Sage vom Ritter Tannhäuser empfang durch Wagners herrliche Oper neue Anziehungskraft und hat seitdem den Berg, vor dessen Venushohle noch immer der getreue Eckart warnend sitzt, in weitesten Kreisen bekannt gemacht.

Nun tritt das Gebirge immer näher, terrassenförmig sich zum Lande abstuend. An Waltershausen vorbei, der bekannten Stadt der Puppen und Cervelatwurste, über dessen Dachergewir hoch auf buchenumrauschter Höhle Schloß Tenneberg thront, das sich die Kaiserin Friedrich vor einigen Jahren bald zum Sommerstitz erkoren hätte, rollt der Zug längs der schon bewaldeten Vorberge hin, um dann bei der berühmten Erziehungsanstalt Schneepfenthal in das Gebirge einzuloten. Nun geht es durch das poetische Reinhardtsbrunner Thal hinauf nach Friedrichroda. Leichte blitzen im Grunde, ein paar Gasthuser lugen malerisch hinter Gezweig hervor, grüne Matten, zuweilen von Hirschen belebt, dehnen sich sanft aus, durchblitzt von einem schnellflugigen Bache, dann baut sich mit Zinnen, Erkern, Türmen, Altanen und Säulenhallen ein

märchenhaft wirkendes Schloß auf: Reinhardtsbrunn, die zeitweilige Sommerresidenz des Herzogs Ernst II. von Sachsen-Koburg-Gotha.

Reinhardtsbrunn war einst eine stolze Benediktiner-Abtei, von deren Glanz und Prachtentfaltung die alten Chroniken gar viel zu erzählen wissen. Von Ludwig dem Springer wegen begangener Blutschuld begründet, ward sie zur Begrabnisgruft des thüringer Landgrafenhauses. Fast alle Landgrafen nahmen von der Wartburg ihren letzten Weg hierher. Das gab der Abtei Ansehen und mehrte ihre Güter und Einkunfte. Im Sturm des Bauernkrieges sank sie in Trümmer. Erst Herzog Ernst I. wedte die verfallene Stätte zu neuem Leben, als er das heutige Schloß schuf und den köstlichen Park mit Teichen ringsum anlegen ließ. Seitdem zählt Reinhardtsbrunn zu den Perlen Thüringens.

Raum eine Viertelstunde hinter Reinhardtsbrunn grusen uns bereits die ersten Landhuser Friedrichrodas, welche sich am Abhang des Abtsberges im malerischen Kranze zum Herzogswege hinziehen, der höchstgelegenen und herrlichsten Villenstrae des Kurortes, wo zwischen steilen Berggarten, Felsgruppen und Waldinseln phantastisch die einzelnen Logierhuser sich aufbauen und von wo das entzückte Auge über die freundliche Stadt im Grunde weit hinüber über Wiesen und Berge zum offenen, sonnenbeglanzten Thüringer Lande fliegt, das wie uberfat von Duschtafen erscheint.

Tief eingeschluchet, zwischen steilen, von Buchen und Fichten bedeckten Bergen liegt Friedrichroda im Schiffwassergrunde. Oberhalb des Stadchens wendet sich die Poststraße über das Gebirge jenseits hinab nach Schmalkalden, der alten Reformatorenstadt. Auf der Höhle liegt das Gasthaus zum Heuberg. Hier ungfahr spielt sich der Anfang von Freytags „Hunen“ ab. Droben am speerbreiten Grenzweg (Rennstieg) empfang der junge Krieger den heimatischen Ingo und geleitete ihn zu den gastlichen Hütten des Fürsten Answald.

Wer in Friedrichroda einige Jahre nicht einkehrte, wird es heute kaum wiedererkennen, solch ein schmuckes Gewand hat sich seitdem die einst schlichte, stille Berg- und Bleichstadt angelegt. Selbst die eigentliche Stadt mußte sich den Anforderungen der Neuzeit anbequemen. Schmuckplatze entstanden, Gärtchen wuchsen aus der Erde, ein hubliches Sommertheater ward erbaut, der einstige „Felsenteller“ wandelte sich in ein geräumiges Kurhaus, von dessen Gartenbastion sich ein reizvolles Bild der Stadt und des sich anschließenden, von ersten Bergen bewachten Grundes erfoffnet.

Friedrichroda blickt auf ein ehrwur-diges Alter zurück. Nach einer Ueberlieferung soll die erste Ortsanlage bereits im Jahre 1039 durch Ludwig den Bartigen, den Stammvater sämtlicher thuringsch-sächsischer Fürstenhäuser, erbaut worden sein, als oben im Grunde auf dem bewaldeten Spitzkegel zur Rechten die Schauenburg angelegt wurde, welche als die Wiege genannter Fürstenhäuser angesehen werden muß. Die später erbaute Wartburg hat freilich die erste Steinmauer der Thüringer Grafen seitdem völlig in Schatten und Vergessenheit gebracht.

Wir müssen hier die Einzelheiten in der Geschichte Friedrichrodas übergehen. Im Laufe der Jahrhunderte entwickelte sich, wie an so vielen Orten Thüringens, ein lebhafter Frachtverkehr; der Bergbau kam auf, die Bleicherei stand in der Blüte. Mit Einführung der Baumwolle in Europa, infolge der seitens Napoleon I. aufgehobenen Kontinentalperre, ging das Bleichgeschaft mehr und mehr zurück. Bisher hatte man sich zumeist nur in Linnen gekleidet. Jetzt trug die ausländische Baumwolle den Sieg davon.

Die Eisenbahn legte den Frachtverkehr lahm, der Bergbau lohnte sich nicht recht und schlief allmählich auch ein. Friedrichrodas Existenz schien bedroht. Doch ein Stern ging über ihm auf, leuchtender denn je.

Im Jahre 1837 war der um den deutschen Buchhandel so hochverdiente Friedrich Perthes aus Gotha zum erstenmale herübergekommen, hier in Waldesumfankheit ein paar Wochen zu verleben. Es gefiel ihm so gut, daß er fortan alljährlich hier seinen Einzug hielt.

Sein Beispiel fand Nachahmung. Immer mehr Gäste fühlten sich angezogen und trugen dann die Kunde von dem grünen Waldidyll hinaus in die Welt. Mit Recht feierte Friedrichroda in Perthes seinen ersten Badegast. Es hatte den fremdblichen Greis zum Ehrenbürger 1841 ernannt und späterhin das Haus, das er einst bewohnte, mit einer Gedenktafel geschmückt, ebenso ihm oben am „Perthesweg“, unweit des Kurhauses, ein wür-diges Denkmal gesetzt.

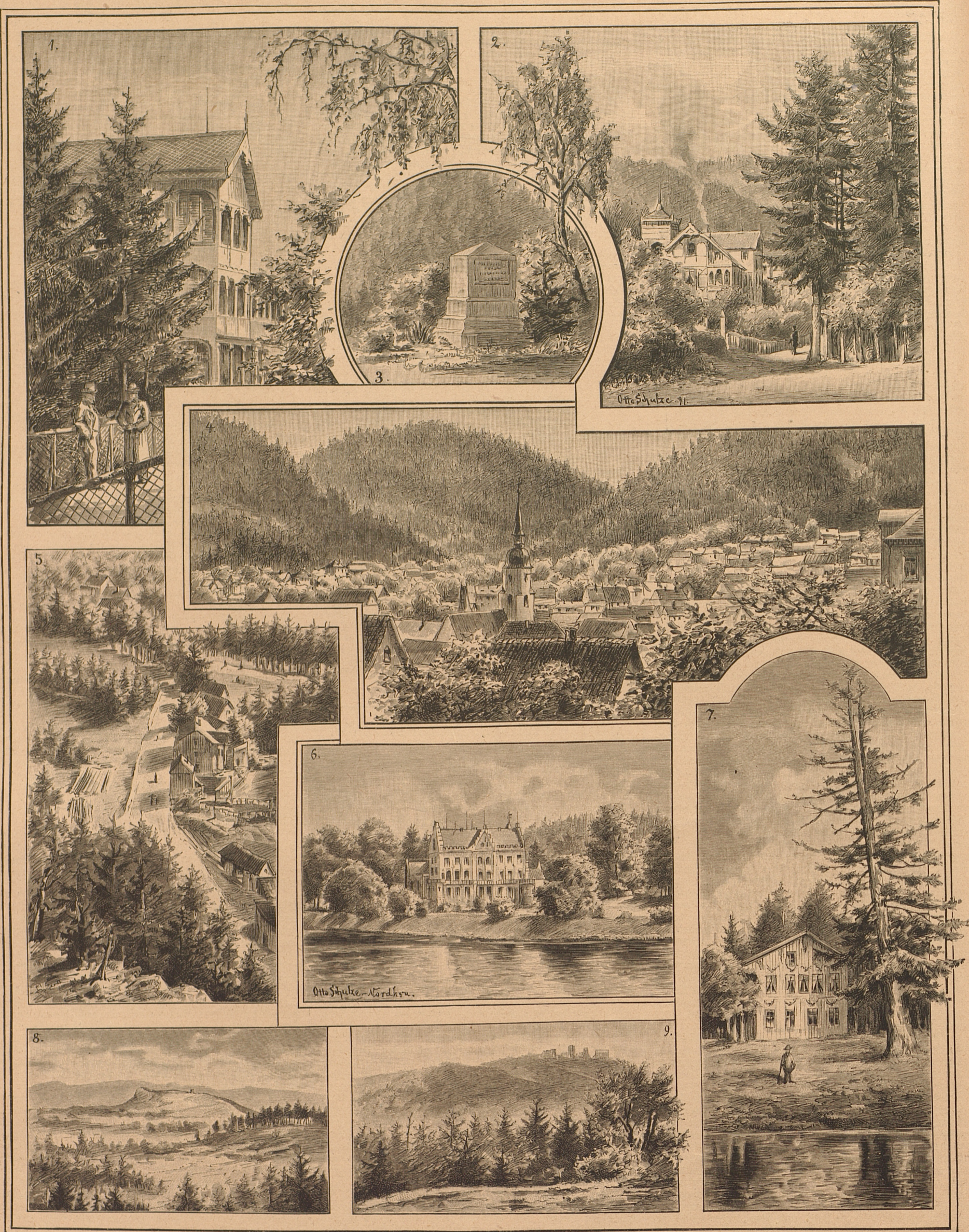
1847 wurde in Friedrichroda die erste Badezelle angelegt. Und was ist seitdem nicht alles entstanden! Fast fieberhaft hat sich das äußere Bild sowohl wie das Innenleben dieser Stadt verändert. Eine Fülle von Gasthusern, Pensionaten, Badeanstalten, Tempelchen, Ansehspunkten, Aussichtstatten entstand ringsum. Ein verschlungenes Netz schattiger Promenadenwege ist gleichsam in diese herrliche Berglandschaft eingewebt. Wochenlang kann hier der Fremdling wandern, und immer neue Schönheiten erschließen sich ihm.

Ein gefeierter Punkt ist das Aussichtstempelchen auf dem zackigen Felsgestein des Gottlob. Aufwärts schweift von hier droben das Auge in den mehr und mehr sich engenden Grund, in dem die sauberen Hutchen, wie aus einer Spielfachtel hingeseht, die Poststraße zum Heuberg-Schmalkalden einsumen; hinab fliegt der Blick über Friedrichroda, Reinhardtsbrunn, Schneepfenthal fort ins offene Land.

Gegenüber dem Gottlob und der Straße ragt der Bergkegel empor, welcher einst die Schauenburg trug. Dort trüben zieht sich vom Herzogswege aus eine stille, steinige Straße durch schweigenden Hochwald hinauf zur Tanzbuche, einer prächtigen, hochgelegenen Bergmatte, welche ein einsames Jagdhaus des fürstlichen Jagdherrn schmückt. In früheren Zeiten sollen hier einst die Hirten der Umgegend ihr Sommerfest gefeiert und den Hundtanzen um eine Hirschenbuche ausgeführt haben. Das gab dieser Bergwiese den Namen.

In Morgen- und Abendstunden hier oben zu weilen ist ein seltener Genuß. Wie von Gold uberhaucht strahlen dann die wenigen Huser auf der Kuppe des herrlich aufsteigenden Inselberges, und das Auge folgt mit Sehnen den über Wälder und Höhen nach Süden ziehenden Wolkenbildern.

N. Trinius.



1. Kurhaus. 2. Am Herzogsbergweg. 3. Berthas Denkmal. 4. Friedrichroda von Osten. 5. Kühles Thal vom „Gottlob“ aus. 6. Schloß Reinhardebrunn. 7. Tanzbude. 8. Hörjelberg. 9. Inselberg von der Tanzbude aus.

Friedrichroda und Umgebung.
Originalzeichnungen von Otto Schulze.



Zur goldenen Hochzeit des dänischen Königspaares.

Als vor nunmehr fünfzig Jahren die junge Prinzessin Luise, Tochter des Landgrafen von Hessen-Kassel, dem Prinzen Christian, dem vierten Sohne des Herzogs von Schleswig-Holstein-Sonderburg, der dazumal als einfacher Offizier im dänischen Heere diente, die Hand reichte, glaubte wohl niemand, daß dieses bescheidene junge Paar einundzwanzig Jahre später den dänischen Königsthron bestiegen, ahnte sicherlich niemand, daß diese arme prinzliche Offiziersgattin dereinst die Schwiegermutter von halb Europa und Asien werden und eines Tages im Mittelpunkt der glänzendsten Festlichkeiten der Welt stehen würde.

Ein solcher festlicher Tag war am 26. Mai dieses Jahres gekommen: an diesem Tage konnten König Christian IX. und Königin Luise die Feier ihrer goldenen Hochzeit inmitten einer glänzenden, stolzen Schar von Kindern, Enkeln, Urenkeln und deren Angehörigen begehen: lauter fürstlichen, königlichen oder sogar kaiserlichen Hoheiten.

Königin Luise darf aber auch als das Muster einer umsichtigen Mutter gelten. Ihr feiner weiblicher Verstand konzentrierte sich mit bemerkenswertem Geschick und Erfolg darauf, das Glück ihrer Kinder zu schaffen. Von dem Augenblicke an, da sie, selbst noch ungefrönt, ihren zweiten Sohn nach Griechenland sandte, um in der Ferne

die Königswürde zu übernehmen, haben ihre Muttergedanken sich unablässig damit beschäftigt, große und mächtige Länder und Reiche für ihre zahlreiche Kinderchar zu gewinnen. Und wenn sie nun als die Schwiegermutter von Rußlands jetzigem und Englands künftigen Herrscher in Ost und West in gleichem Maße gefeiert wird, so darf man mit Recht behaupten, daß ihr langes Leben ein gesegnetes war und sowohl für sie wie für ihren Gemahl überraschend schöne und erfreuliche Früchte getragen hat. Sie war es, die durch ihre häuslichen Tugenden den Hof zu Bernstorff zu einem stillen, behaglichen Heim machte, wo fremde Königsöhne anmutige und holde Gemahlinnen finden konnten; sie war es, die hier ihren schönen und lebenswürdigen Töchtern eine so vortreffliche Erziehung gab, daß diese selbst an den glänzendsten Höfen der Erde unter ungewohnter Pracht durch ihren natürlichen Liebreiz sich auszeichneten. Ihre besondere Stärke als Mutter erwies sie aber dadurch, daß sie die Vögel nicht für immer entfliegen ließ, wenn diese dem Nest entflohen; sie hat vielmehr die Kraft gehabt, ihr Heim bis heute als dasjenige ihrer Kinder zu wahren und das herzliche Familienleben andauern zu lassen, nachdem die Kinder längst weithin zerstreut und in ganz ungleichartige Verhältnisse und Anschauungskreise gekommen sind.

So haben der Hof in Bernstorff und das Schloß Fredensborg durch diese Familienzusammenkünfte europäische Berühmtheit erlangt, und hier im Schoße der Familie sind für die alten Eltern die Kaiserin von Rußland, die Prinzessin von Wales und die Herzogin von Cumberland nach wie vor die Mädchen und Kronprinz Friedrich, König Georg und Prinz Waldemar die Knaben geblieben, die ihre Ferien daheim verleben und die Fremdenzimmer beziehen, die gerade frei sind. Das Leben in diesem Königshause, das im übrigen bürgerlich schlicht und gemüthlich eingerichtet ist, kann inniger nicht wohl gedacht werden.

Königin Luise, der Mittelpunkt des Hauses und der leitende Wille all dieser glänzenden Gesellschaften, steht heute im fünfundsiebzigsten Lebensjahre, während ihr Gemahl am 18. April das sechsundsiebzigste Jahr vollendet hat. Am 15. November 1863 bestieg Prinz Christian, nach dem Tode Friedrichs VII., als Christian IX. den dänischen Thron, nachdem er zwölf Jahre vorher im Warschauer und im Londoner „Protokoll“ als Thronfolger in Aussicht genommen und 1853 in Dänemark selbst gesetzlich zum Erbprinzen ernannt worden war. Sechs Kinder entsprossen seiner Ehe, sie alle stehen in blühendem Leben und in gedeihlichem Wirkungskreise.

G. D.

Der bemalte Holzfächer.

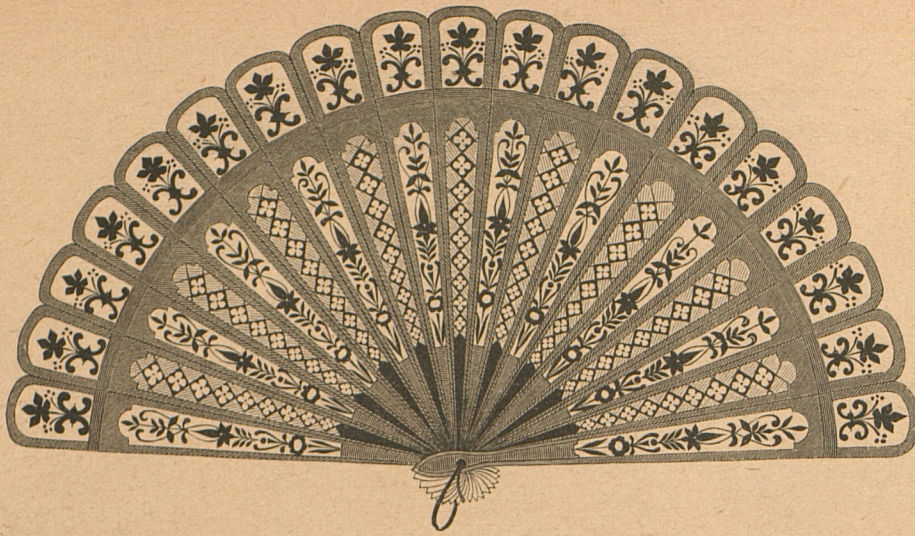
Nachdruck verboten.

III.
Zur Vervollständigung der Fächermalerei bringt unsere heutige Nummer, nachdem wir in Nr. 4, Seite 39, und in Nr. 10, Seite 100, schon in die Dekorationsgeheimnisse dieses Luxusgegenstandes einzudringen versuchten, den Holzfächer. Wenn dieser Fächer auch nicht eine so hervorragende Rolle spielt wie seine Vorgänger, so wird er doch überall gern gesehen, wo sich künstlerische Geschicklichkeit und Kraft zu regen beginnt. Seine Dekoration bedarf weder einer großen Stilkenntnis, noch einer so sicheren Kenntnis der Pinselführung, wie wir sie für die Blumen-, Landschafts- und Figurenmalerei voraussetzen müssen.

Wir haben es hier mit einem einfachen Ornament zu thun, das sich entweder stets oder abwechselnd auf den Stäbchen wiederholt. Um einen Holzfächer zu bemalen, werden wir beim Ankauf das weiße Holz für mehrfarbige Töne, das feine hellbraune oder silbergraue für eine einfarbige (schwarze) Dekoration wählen. Es ist einleuchtend, daß der aufzutragende Farbenton sich den vorhandenen Holzönen anpassen muß; es würden deshalb alle diejenigen Farben zu bevorzugen sein, die der Holzfarbe, Intarsia, gleichen, denn auch hierbei bleibt der Grundzug aller Dekorationsmalerei bestehen, das Grundmaterial in seiner ganzen Schönheit zu zeigen.

Es wird sich also empfehlen, die Zeichnung so einzurichten, daß wir verschiedenfarbige Holzöne, wie Schwarz, Oliv, Rotbraun, Gelb, Braun und Grau anwenden. Blau wird ganz zu vermeiden sein, ebenso Deckweiß, überhaupt alle diejenigen Farben, die entweder mit Weiß vermischt sind und deckend wirken, wie auch wirkliche Deckfarben. Der Farbenton soll stets durchsichtig sein und die Struktur des Holzes ausnahmslos durchscheinen lassen.

Mit diesen Bemerkungen wären die Grundzüge gegeben. Beim Ankauf suchen wir einen Fächer, der 19 Stäbchen oder



mehr aufweist — die Deckplatten sind mit einzurechnen. Die Länge des einzelnen Stabes muß vom Drehpunkt bis zur Oberkante wenigstens 25 cm haben, jede kleinere Form weise man als unbrauchbar zurück. Noch eine Bemerkung, die den Ankauf behandelt.

Manche Leserinnen sind beim Ankauf so zartfühlend, daß sie nur ungenügend passende Gegenstände oder Farben zurückweisen, wenn der gewünschte Artikel nicht vorrätig ist. Hier ist aber ein entschiedenes Ablehnen notwendig, denn alles nicht direkt Brauchbare ist fortgeworfenes Geld. Die Konkurrenz ist so groß, daß wir schließlich doch in irgend einem Künstlermagazin das Passende finden.

Kommen wir auf unseren Fächer zurück. Wir falten denselben aneinander, legen ihn auf ein Reißbrett und stecken ihn mit Reißnägeln ringsum so fest, daß er ganz fest aufliegt; natürlich darf das Holz dabei nicht durchstoßen werden. Mit dem Lineal ziehen wir um jedes einzelne Feld eine Blei-

stiftlinie, die 2 bis 3 mm von der Außenkante entfernt ist. Der bleibende Mittelraum ist für das Ornament bestimmt. Die hier gegebene Zeichnung ist so einfach, daß die geehrte Leserin die Aufzeichnung ohne jede weitere Hilfe anfertigen kann. Wir haben nun die Wahl: wollen wir nicht, wie in der Abbildung angegeben, zwei abwechselnd bezeichnete Felder haben, so können wir auch für jedes Stäbchen das gleiche Ornament verwenden; werden indes die Doppelfelder gewünscht, so ist bei eigenen Kompositionen das eine schwerer, das andere leichter zu halten.

Die Farbenanlage würde folgendermaßen stattfinden müssen: die Umrahmung der einzelnen Stäbchen Sepia colorée, dem etwas Terra di Sienna hinzuzufügen ist. Die Farbe kann kräftig wirken und ist deshalb noch einmal mit Holzadern, die von links oben nach rechts unten laufen, in Sepia naturelle zu übergehen. Der Mittelgrund kann beim zweifachen Ornament einmal gelb (Ocker), das andere Mal grau (dünngelegte Neutraltinte) gemalt werden. Ist der durchgängig aufgetragene Ton getrocknet, so pauken wir die Zeichnung auf und ziehen dann sämtliche Konturen mit Eisenbein oder Lampenschwarz nach. Das Ornament im gelben Grunde ist mit Eisenbein-schwarz zu füllen. Die Kinetten im zweiten Felde bleiben grau, der frei auf der Zeichnung schwarze gefüllte Raum wird olivgrün gefüllt.

Bei der Einfachheit der Arbeit wird diese bald gethan sein. Wir lassen die Malerei trocknen und geben sie dann dem Geschäft, in dem wir den Fächer kauften, zum Polieren.

Bei anderen Arbeiten können wir das Polieren durch Auftragen von Wachs oder Lack ergänzen, hier ist es jedoch nicht angebracht, der Fächer muß poliert werden. Wer besondere Vorliebe für Gold hat, kann, bevor er den fertig gemalten Fächer zum Polieren giebt, Konturen von feinsten, in gelbstem Gummi zerteilter Bronze mit der Feder zum Schluß nachziehen. Das Bändchen behält seine Naturfarbe und wird nicht übermalt. Oskar Hülcker.

Weggeworfenes Geld.

Nachdruck verboten.

„Ich hab' eine alte Ruhme,
Die ein altes Büchlein hat —“

Das Citat ist nicht ganz zutreffend, denn die Dame, bei der ich jüngst das Büchlein sah, ist noch gar nicht so alt, wenn sie auch auf die Bezeichnung jung schon lange keinen Anspruch mehr macht. Sie ist auch nicht meine Ruhme oder Tante oder sonst in irgend einem Grade mit mir verwandt, und was das Buch anbetrifft, so ist es ebenfalls nicht alt, sondern wird jedes Jahr pünktlich mit dem Anfang des Jahres erneut und befindet sich sogar in einem eleganten Einband.

Dieser Einband verleitete mich jüngst zu einer Indiskretion. Ich fand das Buch auf dem Tische liegen, hielt es für ein Album, schlug es auf, blätterte darin und wollte es erschrocken wieder auf den Tisch zurücklegen, denn ich entdeckte, daß es das Ausgabebuch meiner Freundin war. Sie hatte mir beiläufig zugehört und mich gewähren lassen. Jetzt rief sie munter: „Erschrecken Sie nicht; sehen Sie sich das Buch immerhin an, wenn es Ihnen Vergnügen macht, ich habe gar nicht nötig, meine Ausgaben als Geheimnis zu behandeln.“

„Sie sind zu gütig, ich danke verbindlichst,“ antwortete ich, nicht gerade begierig, von dieser Erlaubnis Gebrauch zu machen.

Sie fürchten, die Lektüre könnte etwas langweilig werden,“ scherzte sie, „ich glaube, Sie thun unrecht, es giebt in Ausgabebüchern für den, welcher zu lesen weiß, manches Interessante. Aber wie Sie wollen. Geben Sie das Buch her; es ist aus Versehen hier liegen geblieben, ich will es fortbringen.“

Ich reichte ihr das Buch, sie griff mit ihren feinen, nervösen Fingern danach, es entglitt ihr, und ich bückte mich, es vom Boden aufzuheben. Dabei warf ich, da es aufgeschlagen war, nun doch einen Blick auf die Seite, welche oben lag, und rief verwundert: „Weggeworfenes Geld? Welche sonderbare Rubrik!“

„Sehen Sie, daß mein Ausgabebuch seine interessanten Seiten hat,“ lächelte sie und legte es beiseite.

„Soll ich nun zur Strafe dafür nicht erfahren, was es mit dieser Bezeichnung für eine Bewandnis hat?“ fragte ich, auf ihren nedenden Ton eingehend. „Wenn ich es ehrlich bekennen darf, so hätte ich Ihnen, verehrte Freundin, von allen Neigungen des Menschenherzens, guten wie bösen, am allerwenigsten die zugehört, Geld wegzuworfen.“

„Die habe ich auch gar nicht,“ antwortete sie trocken.

„Und doch eine besondere Rubrik dafür in Ihrem Buche?“

„Die habe ich nur aus Zorn darüber angelegt, daß man mich zwingt, Geld wegzuworfen,“ erwiderte sie und sah jetzt in der That so finster aus, wie dies ihrem guten Gesichte, auf dem der Humor immer aus verschiedenen Winkeln zu lugen schien, nur möglich war, „und ich versichere Sie, es kommt ein ganz artiges Sümchen das Jahr über heraus.“

„Aber wollen Sie mir nicht erklären, was Sie eigentlich unter ‚weggeworfenes Geld‘ verstehen? Ich weiß recht gut —“

„Daß darunter die Unterstüßungen, welche ich Armen gebe, nicht verstanden sind,“ fiel sie ein, da ich zögerte. „Ich habe das Vertrauen zu Ihnen, daß Sie mir das nicht zutrauen; ich verstehe darunter auch keineswegs die Geschenke, die ich mache, nicht einmal das Geld für die Blumen, obwohl mit der Verabreichung der armen, auf Draht gespießten süßen Gottesgeschöpfe jetzt ein sträflicher Mißbrauch getrieben wird. Auch die Vereinsbeiträge — ich habe allerdings kürzlich meinen Eintritt in den fünfundsingzigsten Verein gefeiert — rechne ich nicht zum weggeworfenen Gelde, nicht einmal das, was ich für Einkäufe auf Bazaren und sonstigen Wohlthätigkeitsveranstaltungen ausgabe; ebenjowenig die Trinkgelder —“

„Aber was denn sonst?“ unterbrach ich sie in steigender Spannung. „Sie können doch unmöglich die Ausgaben für Nahrung und Kleidung damit bezeichnen?“

Sie hob drohend den schlanken Finger. „Wollen Sie mir damit zu verstehen geben, daß man schlecht bei mir speist? Oder sich über meine Toilette lustig machen?“ Ihr Auge glitt dabei an ihrem Kleide von einfachem Schnitt und dunkler Farbe hinunter, das aber aus sehr gutem Stoffe war und vortrefflich saß. Meine Entschuldigungen und Versicherungen mit einer Handbewegung ablehnend, fuhr sie fort: „Lassen Sie es gut sein und hören Sie zuerst die folgende Erklärung: ich halte Geld niemals für weggeworfen, das irgendeinem Zwecke dient, nicht einmal das, welches ausgegeben wird, um zerbrochene Sachen zu ersetzen oder verbordene neu herzurichten, und auch nicht das, wofür man ganz unnütze, vergängliche Dinge kauft. Es giebt immer Leute, die einen Nutzen oder eine Freude davon haben.“

„Bei dieser weitherzigen Auffassung begreife ich immer weniger, was Sie unter ‚weggeworfenes Geld‘ verstehen,“ versetzte ich immer ratloser.

„So will ich es Ihnen sagen. Weggeworfenes Geld sind für mich alle jene kleinen Auslagen, welche ich im Laufe der Zeit für meine Bekannten mache und niemals zurückerstattet bekomme.“

Ich lachte laut auf.

„Sie lachen!“ rief sie jetzt ganz heftig. „Sie denken: wozu der Lärm? Für so kleinlich und engherzig hätte ich die Frau doch nicht gehalten! Mag sein, daß ich's bin. Es handelt sich ja allerdings um kleine, ganz kleine Summen, sie machen mich nicht arm und jene nicht reich, und es gehört, glaube ich, halb und halb zum guten Ton, sich ihrer nicht wieder zu erinnern, ich bin aber nun einmal so ungebildet, oder, wenn Sie wollen, so pedantisch, diesen Ton nicht gut zu finden.“

„Da, sehen Sie her,“ fuhr sie fort und holte das Buch wieder hervor: „Frau A. eine Mark; ich mußte sie ihr geben, als sie kürzlich den Abend bei mir zugebracht hatte; ich glaube, sie hatte nicht Geld genug bei sich, um sich dem Mädchen, das sie heimbegleitete, erkenntlich zu zeigen. Frau B. drei Mark; sie holte mich ab, ich sollte ihr bei einigen Einkäufen, die sie machte, behilflich sein, und sie hatte, um es mir bequem zu machen, einen Wagen genommen. Zuletzt reichte ihr Geld nicht aus, um den Aufseher zu bezahlen. Ich half aus und habe nun meine Fahrt bezahlt, während Frau C. sich mit dem angenehmen Bewußtsein trägt, sehr aufmerksam gegen mich gewesen zu sein. Frau D. sechs Mark, ein Konzertbillet zu Alice Barbi, ich habe es ihr besorgt. Frau E. eine Mark fünfzig Pfennig. Ich war anwesend, als ihr eine Rechnung gebracht ward, die gleich zu bezahlen sie die löbliche Gewohnheit hat. Es fehlte ihr an einzelem Gelde, der andere konnte nicht herausgeben — ich ward gefragt, ob ich nicht aushelfen könne, der Diener sollte sogleich wechseln gehen. Natürlich that ich das, und ebenso natürlich wurde die Sache vergessen. Hier sehen Sie 50 Pf., hier 75 Pf. verzeichnet, Lappalien, nicht wahr, nicht der Rede wert, hier stehen sogar 25 Pf., wie kleinlich! Aber nun sehen Sie doch einmal an, was das im Monat und was es im Jahre ergiebt!“

Ich las das Facit und staunte: „Ist das möglich?“

„Ja, das ist möglich,“ erwiderte sie sehr ernst, „und eine so hohe Summe würden Sie den Verhältnissen gemäß in jedem Ausgabebuch finden, wenn eine entsprechende Rubrik darin enthalten wäre. Und nun verstehen Sie mich recht,“ sagte sie, die Hand leicht auf meinen Arm legend. „Ich bin in der Lage, dieses Geld missen zu können und würde für jede einzelne meiner Bekannten gern mehr ausgeben, wenn ich ihr dadurch die geringste Annehmlichkeit bereiten könnte. Kommt jemand zu mir, der unter der Form eines Darlehens eine Gabe von mir erbittet, so steht es bei mir, ob oder wieviel ich geben will, und wir wissen beide, woran wir sind. Beschenke ich jemanden, so mache ich eine Freude oder entledige

mich einer Verpflichtung; verliere ich Geld im Spiel oder weil mein Portemonnaie schadhast ist, so gewinnt oder findet es doch jemand, der Nutzen davon hat, kurz, ich kenne keinen anderen Fall, wo man so unbedingt von weggeworfenem Gelde reden kann, wie bei den kleinen Auslagen, die man nie erstattet bekommt. Niemand hat einen Genuß, niemand einen Vorteil davon; wie übel würde es eine Dame nehmen, wenn man ihr zutraute, sie wolle einen solchen haben, und sie wäre in ihrem Rechte. Nichts liegt ihr ferner als ein Gedanke daran, das ganze Uebel hat ja eben nur seinen Ursprung in der Gedankenlosigkeit.“

„Sie sprechen nur von Damen; meinen Sie, daß die Herren die kleinen Auslagen zurückerstatten?“ fragte ich, als sie ein wenig Atem schöpfte, „ich versichere Sie, daß es mit den kleinen und mit den großen Auslagen da manchmal ebenfalls recht windig aussieht.“

„Ich habe meine Beispiele aus meinem Kreise gewählt und zweifle nicht, daß Sie auch aus dem Ihrigen welche beibringen könnten,“ erwiderte sie, setzte aber nach kurzem Nachdenken hinzu: „Und doch ist ein Unterschied. Unter den Herren kommt es öfter vor, daß man ‚angepunkt‘ wird, so lautet ja wohl die gangbare Bezeichnung; es bezahlt auch öfter einer für den anderen, das ist dann ‚unter Kameraden ganz egal‘. Damen sind darin viel peinlicher, sie nehmen das durchaus nicht an, man soll nur für sie auslegen, sie erstatten es am nächsten Tage, und sollten sie es ja vergessen, so wäre es ein wahrer Freundschaftsdienst, wenn man sie daran erinnerte. Sie vergessen; aber man verjuche nur einmal, ihnen den erbeten Freundschaftsdienst zu leisten! Sie sind sehr, sehr dankbar dafür, aber mit welcher vernichtenden Miene, die ausdrückt: du bist doch eine Person ohne alle Lebensart, wie kann man so habüchlich, so unfein sein, solch ein unaufrichtiges Gedächtnis besitzen! Und da bin ich wieder bei einem Unterschiede zwischen der männlichen und weiblichen Auffassung: ein Mann nimmt es nicht leicht, wenn er um eine Schuld gemahnt wird, wenn er sie darum auch nicht sogleich bezahlt. Eine Frau aus den besseren Gesellschaftskreisen ver trägt das nicht einmal gut von ihren Lieferanten und fühlt sich, wenn es ihr von Gleichstehenden begegnet, tief beleidigt.“

„Doch nicht alle! Sie zum Beispiel, liebe Freundin!“

„Ich erstatte die für mich gemachten Auslagen,“ erwiderte sie lachend, „wenn ich darin auch nicht so peinlich bin, wie eine längst verstorbene Freundin von mir, zu der ich scherzend zu sagen pflegte, ich leihe ihr mit Vergnügen während des ganzen Tages, nur nicht am Abend, denn da laufe ich Gefahr, sie wecke mich in der Nacht, um es zu bezahlen. Es sei fern von mir, alle Frauen durch die Bank dieser Unsitte ziehen zu wollen, aber sie ist weit verbreitet und ist es gerade unter solchen Frauen, die mit ihren Mitteln nicht so ängstlich haushalten müssen, das aber giebt der Sache just eine recht ernste Seite.“

Ich blickte sie fragend an.

„Von mir mag es ja eine Schrulle sein, daß mich die Nichterstattung der kleinen Auslagen aufbringt, ich kann das weggeworfene Geld verschmerzen. Aber nun stellen Sie sich einmal eine Frau mit kleinem Budget vor, für welche so und soviel Mark monatlich ins Gewicht fallen! Sie kann sich im Verkehr mit besser gestellten Bekannten den Anforderungen, irgend etwas zu besorgen und das Geld dafür auszuliegen oder bei einer augenblicklichen Verlegenheit einzupringen, nicht entziehen, ohne sich in ein eigentümliches Licht zu setzen, sie wird sich noch mehr scheuen, eine Erinnerung laut werden zu lassen, als eine Frau mit wohlgefüllter Kasse, und sie wird den Ausfall empfinden und sich deshalb Entbehrungen auferlegen müssen.“

Diese Erwägungen sind es denn auch hauptsächlich, welche Ihren Groll gegen diese üble Gewohnheit hervorgerufen haben; ich mußte meine Freundin schlecht kennen, wenn es nicht so wäre.“

Sie erröte leicht. „Sie können recht haben; ich möchte mich aber doch nicht besser machen, als ich bin. Sie wissen, jeder Mensch, sogar der verschwenderische, hat seinen kleinen Privatgeiz. Der eine auf Papier oder Bindfaden, der andere auf Streichhölzer, der dritte kann kein Licht unnütz brennen sehen u. s. w. Nehmen Sie an, daß meine Schwäche die unbeglichenen kleinen Auslagen sind und gestatten Sie mir das bitter süße Vergnügen, das ich mir durch die Rubrik „Weggeworfenes Geld“ in meinem Ausgabebuch bereite.“

f. Arnefeldt.

Modebrief aus Paris.

Nachdruck verboten. Ende Mai.

Unsere neuen Sonnenschirme sind wahrlich nicht dazu angethan, die Strahlen der Sonne abzuhalten. Aus Tüll, Gaze oder Seidenmuffelin gefertigt, dienen sie hauptsächlich dazu, dem Teint einen besonderen Reiz zu verleihen; die Pariserin verwendet daher auf das Studium der Farbenreflexe fast ebenso viel Zeit wie zum Kombinieren einer neuen Toilette. Die leichtesten Stoffe werden zu Puffen und Rüschen verarbeitet und mit Blumen und Bändern reich geschmückt. Zwischen den Puffen, diese von einander trennend, werden Gürtel aus kleinen Blumen, wie Winden, Heidekraut, Margueriten, oder duftige Bandrüschen angebracht; große Spitzen oder Gazevolants und Rüschen zieren den Rand. Auf hellen Seidenmuffelinschirmen werden wieder, wie vor zwei Jahren, große Schmetterlinge oder Federn aus schwarzer Spitze, diese wiederum mit Tüll benäht, à jour appliziert. Schwarze Schirme mit eingewebten, großen, gelben, roten und blauen Blumen erfreuen sich besonderer Gunst und werden ebenfalls viel mit Rüschen, Volants und Spitzen garniert. Sehr beliebt sind zu den Toiletten aus changeant Stoffen passende Schirme aus changeant Seide.

Die Stücke dieser Schirme sind meist aus Weichsel- oder Citronenholz mit ihren natürlichen Knorren und Knoten. Um die Stiele winden sich Blumen, Obst und Laubranken; die verschiedenen, durch die Knoten des Holzes entstehenden Vertiefungen dienen als Nischen für kleine Eisenbeinfigürchen, sich haschende Kinder, sich verfolgende Tiere u. s. w. darstellend. Man bringt in ihnen auch kleine Silbergeschleichen oder die als Hutadeln schon im Winter so beliebten, Bandrosetten imitierenden Schleichen in bunfarbiger Emaille an. Es wird überhaupt auf den Griff der Schirme mehr Wert gelegt und ein großer Luxus damit getrieben. Echte Amethyste, Emaille, sowie cloisonné-Griffe werden die noch immer ziemlich langen Stücke unserer Sonnenschirme zieren.

Zur Sommertoilette gehören weiße, crème- oder sehr helle fleischfarbene, fast weiße Handschuhe. Letztere werden auch mit sehr feinen schwarzen Nähten und leichter Stickerei auf der Hand getragen; die Handschuhe müssen sehr lang oder nur vierknöpfig genäht werden, da die Ärmel der eleganten Sommertoiletten entweder in einem vom Ellenbogen aus lose herabfallenden, den Unterarm freilassenden Volant endigen oder übertrieben lang die halbe Hand verdecken.

Sehr elegant sind die feinen, ganz weißen Batisttaschentücher mit weißem Monogramm, auf eingesehtem, farbigem Wappengrund eingestickt.

Bunfarbige changeant Seide mit Streifen und Blumenmustern, Crêpons, Grenadines in Seide sowohl als Wolle, sowie Foullards mit großen Blumen überziet, ergeben ganz reizende Sommertoiletten. Fünf bis sieben kleine, höchstens 3 bis 4 cm breite, gezogene Volants zieren den Rand des vorn und hinten die Erde berührenden, stark geschragten, aber nicht mehr schleppenden Rockes. Tailen mit Schoftteilen sind jetzt weniger modern. Wenn das Kleid nicht in Prinzessform geschnitten ist, wird der Rock über der Taille getragen. Sehr einfach und elegant ist folgendes mit Rückenverschluss versehenes Prinzesskleid aus hellhavannafarbenem Crêpon. Das Futter der Taille ist fest anschließend gearbeitet. Der Oberstoff ist nur an den Nähten, unter dem Arm und an den Rückennähten mitgefaßt, vorn fällt er lose herunter, ohne in die Brustfalten genommen zu werden. Um die Taille wird zuerst glatt von vorn nach den Seiten, ein circa 6 bis 7 cm breites Band geschlungen, welches hinten fest angezogen, dann wieder nach vorn genommen und an der linken Seite etwas tiefer als der durch das Band gebildete Gürtel zu einer Schleife gebunden und festgesteckt wird und dessen Enden herunterfallen. Der lose Oberstoff wird mit diesem selbst zu bindenden Bandgürtel festgehalten. Um den Rock befindet sich als Garnitur eine mindestens 35 bis 40 cm hohe glatte Franse aus Kordonseide in Farbe des Stoffes. Der lange Paletot aus demselben Stoff hat Revers, deren Rand breite, russischen Schmuck imitierende, mit bunten Steinen besetzte Galons zieren. Ueberaus düftig ist eine für das nächste Kennen in Anteuil bestimmte Toilette aus cremefarbener, fast weißer Grenadine. Das lange, prinzeßförmig geschnittene Kleid hat oben am Halse und unten über dem Rocksaum ein à jour eingesehtes entre-deux aus gleichfarbiger Guipürespitze. Die bis zum Ellenbogen bauchigen Ärmel sind in Puffen abgeteilt, zwischen welchen eine à jour gehaltene Spitze armbandartig eingeseht ist. Der untere Teil des Ärmels, fast ganz aus Spitze bestehend, bedeckt etwas die Hand. Um die Taille des eben geschilderten Kleides wird ein Band gürtelartig geschlungen; von den Schultern fällt über die bauchigen Ärmel und auf die Taille ein ziemlich langer Volant aus Grenadine, ebenfalls mit entre-deux versehen, herab.

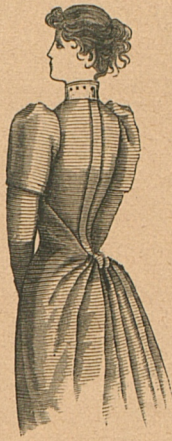
Wie ich in meinem letzten Bericht erwähnte, werden entweder ganz helle oder ganz dunkle Stoffe getragen, zu letzteren gehören auch die dunkelgrundigen Stoffe mit bunten Blumenmustern; von den Mittelfarben ist nur Rot beliebt.

Auch in Stroh wird jetzt der velours russe imitiert; zu der weißen Grenadinettoilette gehörte ein Hut aus vieux rosefarbenem Stroh mit kleinen, schwarzen, en relief gehaltenen Streifen. Derselbe hat einen hohen Fond, breite Krempe und ist mit einer großen schwarzen Sammet schleife, einer Schmalte aus Straß und schwarzen Federn garniert. Unsere Sommerhüte werden wir mit grünem und braunem Hafer, großen hochstehenden Obstbouquets, wie Kirschchen, Johannisbeeren, Blaubeeren und sogar mit roten Pfefferchoten schmücken. Auf einem sehr eleganten Hüthen bemerkte ich neulich im Bois de Boulogne grüne borstige Kastanienfrüchte, die eine halb offen, aus der, in Weiß gebettet, eine glänzend braune, reife Kastanie hervorjah.

Ch. de f.

Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „Juni“.

Fig. 1. Kleid aus Kreppstoff mit Stahlverzierung. Das aus blaugrauem, sowie gelblichem Kreppstoff zusammengestellte, mit einer Stickerei von Stahlperlen verzierte Kleid besteht aus einem Rock mit ange schnittenem Nieder und einer faltig arrangierten Taille, deren kurzer Schoß im Rock getragen wird. Letzterer ist 280 Cent. weit, mit Taffettfutter unterlegt, innen mit einer 10 Cent. breiten Frisur garniert und auf der Außenseite mit einem 5 Cent. breiten, gestickten Garniturstreifen von hellem Stoff versehen. Im Rocke befindet sich längs der vorderen Mitte ein Einschnitt, dessen Stoffränder ein heller Paspel begrenzt, welcher sich am oberen Rande fortsetzt. Außerdem sind zu beiden Seiten des Einschnittes Knopflöcher angebracht, die beim Tragen über die auf der Taille zu befestigenden Stahlknöpfe gezogen werden. Hinten ist der Rock in Falten geordnet, welche, wie die nebenstehende Rückansicht zeigt, ein Stoffknoten deckt. Die Taille hat man mit einem, mit Stickerei verzierten Lag verbunden. Dieser wird an der einen Seite angenäht, an der anderen Seite übergehakt. Den Anjaß des Lages decken die faltig arrangierten, jäckchenartig gefertigten Oberstoffteile. Die zweiten Seiten- und Rückenteile aus Futterstoff sind im Zusammenhang mit Oberstoff bekleidet, der, wie die nebenstehende Rückansicht zeigt, längs der Mitte in eine Tallsalte zu ordnen ist. Ein seitwärts geschlossener, mit Stickerei verzierter Stehtragen, sowie puffy arrangierte Ärmel mit gestickten Revers vervollständigen das Kleid.



1.

Fig. 2. Mantel aus Spitzenstoff. Das hinten 114 Cent. lange, am unteren Rande 395 Cent. weite Mantel aus schwarzem Spitzenstoff ist vorn und hinten in Falten arrangiert und auf der Achsel eingekräuft. Die Garnitur bilden Passementeriebordüren und Grelots aus irisierenden Perlen, sowie eine Spitzenrüsche auf dem Krage.



2.

Bezugquelle der Modelle: Berlin, Donwitt u. Littauer, Behrenstr. 26, Fig. 1; Mode-Bazar Gerson u. Comp., Fig. 2.

Morgenanzüge.

Von den auf der Titelseite dieser Nummer zur Darstellung gebrachten eleganten und hübschen Morgenanzügen eignet sich der in Prinzessform gefertigte Anzug (Fig. 1) in seiner Ausstattung mehr für junge Damen, während sich der andere (Fig. 2) auch für ältere Damen empfiehlt. Ersterer aus hellblauem, leichtem Seidenstoff ist vorn 145, hinten 160 Cent. lang, unten 290 Cent. weit, vorn und hinten in Falten arrangiert und am unteren Rande mit einer 22 Cent. breiten, weißen Spitze garniert. Letztere ist mit hellblauem, schmalem Bande durchzogen. Ein nicht sichtbarer Knopfschluß befindet sich vorn. Als Besatz dient passierartig befestigte, gelbliche Spachtelspitze, deren Anjaß ringsum wieder eine 23 Cent. breite gleiche Spitze deckt. Paspel und Spitze sind mit Band durchzogen. Vervollständigt wird der Anzug durch ein hinten mit Rosettenschleifen verziertes, gürtelartig die Taille umschließendes, 6 Cent. breites Atlasband, das vorn in eine Schleife zu binden ist, ferner durch Spitze an den oben und unten eingekräuften Ärmeln.

Das aus Rock und Matinee bestehende Morgenkleid (Fig. 2) aus rotem Surah ist mit schwarzen Spitzen verziert. Der vorn und an den Seiten in Längsfalten geordnete, ungefaltete Rock hat eine Weite von 300 Cent. Die Garnitur besteht aus einer 26 Cent. breiten, ein Köpfchen bildenden, eingekräuften Spitze. Vorn und hinten faltig arrangiert, ist die Matinee bretellenartig mit Spitze ausgestattet und am Taillenabschluß durch 3 Cent. breite, rote Atlasbänder zusammengeschalten, die vorn in eine Schleife gebunden werden.

Bezugquelle der Modelle: Berlin, Mode-Bazar Gerson u. Comp.

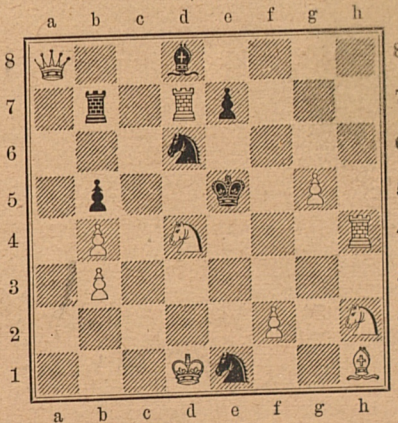
Schach.

Aufgabe Nr. 315.

Von G. Heathcote.

Erster Preis im Problemturnier von „Bristol-Mercury“.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 313 Seite 180. Weiß. 1. D g 4 - d 1. Schwarz. 1. B e 3 b 6. Weiß. 2. D. T. oder f 2 - f 4, d 2 - d 4 matt.

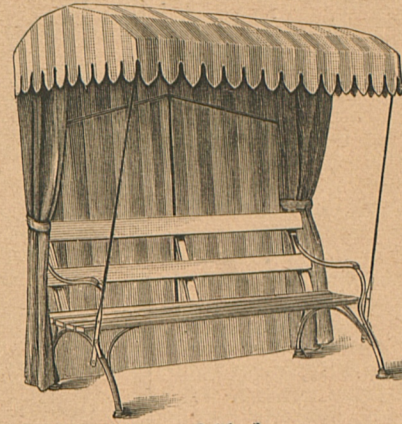
Logogriph.

Lieder des Volks enthält's aus längst entschwundenen Zeiten; Laischt man den vordersten Laut, ist's ein italischer Fluß; Laischt man den zweiten dazu, so hat's ein italischer Meister, Welchen die Mitwelt preist, herrlich in Töne gesekt.

R. L.

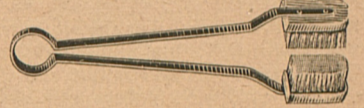
Wirtschaftsplaudereien.

Zeltbank mit gewölbtem Dach. Unsere Abbildung zeigt eine neue, sehr zweckmäßige Gartenbank, deren Beschreibung gerade jetzt unieren Zeltbank ist mit einem Zeltbaldach aus starkem Drahtstoff versehen, welches sich in seiner Form und Konstruktion vollständig von den früheren unterscheidet. Es fällt nicht schräg von oben nach unten, sondern bildet eine große Wölbung von etwa 1 Meter Spannung. Durch die gleichmäßig horizontale Lage des Daches, das 210 cm vom Boden entfernt ist, wird der auf der Bank Sitzende nicht, wie bei schräg heruntergehenden Schuttdächern, in seinen Bewegungen gestört und ebensowenig in der freien Ansicht gehindert, wohl aber ist er, da die Wölbung einen Meter weit vorpringt, vollkommen gegen Sonnenstrahlen geschützt. Eine geringe Neigung des Daches, falls sich solche durch den Stand der Sonne wünschenswert erweitern sollte, läßt sich außerdem aus leichtester durch Verstellen der beiden, das Verdeck haltenden Seitenstangen erzielen, die für diesen Zweck mit einer Stellvorrichtung versehen sind. Ein weiterer Vorzug der neuen Zeltbank besteht darin, daß sie auch im Rücken durch eine Wand aus Draht gegen Wind und Sonne geschützt ist und daß an den Seiten Vorhänge angebracht sind, die je nach Belieben zusammengelegt oder ausgebreitet werden können, sobald die Bank nach jeder Richtung hin gegen die Witterung Schutz gewährt. Der für das Dach und die Vorhänge verwendete Stoff ist natürlich wasserfest. Das Gestell ist aus Eisen hergestellt, der 2 Meter lange Sitz besteht aus Holz, und das Ganze ist eidenartig lackiert. Der Stoff ist zweifarbig gestreift. Der Preis der Bank beträgt 70 Mark.



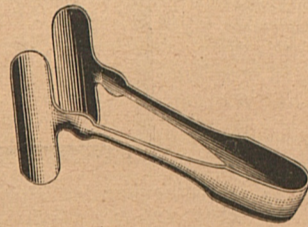
Zeltbank.

Blätterbürste. Zum Entfernen des Staubes von größeren Zimmer-Blattpflanzen fehlte wohl bisher ein geeignetes Gerät. Das Abstäuben mittelst des Federwedels genügt nicht, da der feine Staub, der sich in die Adern der Blätter fest, hierdurch nicht ganz fortgenommen wird, und eine Bürste ist nicht anwendbar, weil sie meist zu hart ist und schwer zu erreichende Blätter infolge des Druckes häufig abbrechen. Die neue Blätterbürste besteht aus zwei Teilen, welche die obere und untere Seite des Blattes gleichzeitig reinigen, sobald ein Brechen des Stengels vollständig ausgeschlossen ist. Die weichen Borsten, die sich fest an die Flächen anschmiegen, entfernen den Staub selbst aus den kleinsten Adern und Unebenheiten. Die beiden Bürstenteile sind an einer längeren, federnden Handhabe befestigt, wodurch es möglich ist, jedes Blatt bequem zu erreichen und abzubürsten. Die Bürste kostet M. 1.75.



Blätterbürste

Verwickelter Spargelhalter. Eine kleine, praktische Neuheit, die zum Erfassen der einzelnen Spargelstangen beim Essen dient und das Ergreifen derselben mit den Fingern nicht mehr notwendig macht. Die beiden an dem federnden Griff befestigten Halter besitzen eine gewölbte Form, die sich der Spargelstange anpaßt und diese vollständig fest in der Fassung halten. Der Preis des verwickelten Spargelhalters beträgt M. 1.50 für ein Stück, 16 Mark für das Duzend.



Spargelhalter

Bezugquelle der vorstehend beschriebenen Gegenstände: Establishment des Königl. Hoflieferanten G. Cohn, Berlin SW., Leipziger Straße 88. Die genannte Firma illustrierte Spezial-Preisliste für Gartenmöbel, welche zahlreiche Neuheiten enthält.)

Korrespondenz.

Haushalt und Küche. K. M. in B. Nord. Zum Bemalen der Eier dienen Gelatinefarbstengel (s. B. von R. Neßleiner, St. Gallen, Sternapotheke), es ist das besonders für größere Kinder eine ganz nette Unterhaltung. Mehrfaches, aber nicht so schön, erreicht man mit dem käuflichen Marmorierpapier.

M. G. in D. 1) Um einem gestrichenen Fußboden Glanz zu verleihen, bedient man sich eines käuflichen Terpentinöl-Fußbodenglanzades. 2) Als Eisbehälter können wir Ihnen einen sogenannten Butterkrant empfehlen, welcher außer dem gewöhnlichen Kühlraum neben dem Eise einen solchen in der dem Eise enthalt, dessen Deckel also nach oben aufzuschlagen ist. Alle Speisen u. s. w., die leicht fremden Geruch annehmen, wie z. B. Butter, halten sich in diesem oberen Behälter vorzüglich. Im übrigen ist das Beschlagen der Speisen dadurch hintanzuhalten, daß sie nicht warm, sondern abgekühlt in den Eisbehälter gesetzt werden und daß dieser von Zeit zu Zeit gut gereinigt und hinterher gelüftet wird, was bei dem empfohlenen, nach oben zu öffnenden Behälter viel leichter und vollständiger zu erreichen ist. 3) Frische Kostfede lassen sich mit Kleesalz, Citronensäure oder Eau de Javelle entfernen oder verblasen doch damit; alte sind nicht mehr herauszubringen. 4) Um Sooleier zu erhalten, kocht man Eier in Wasser herauszubringen. 5) Am Sooleier zu erhalten, kocht man Eier in Wasser herauszubringen. 6) Um Sooleier zu erhalten, kocht man Eier in Wasser herauszubringen. 7) Um Sooleier zu erhalten, kocht man Eier in Wasser herauszubringen. 8) Um Sooleier zu erhalten, kocht man Eier in Wasser herauszubringen. 9) Um Sooleier zu erhalten, kocht man Eier in Wasser herauszubringen. 10) Um Sooleier zu erhalten, kocht man Eier in Wasser herauszubringen.

N. v. B. Um das „epidemische“ Springen der Lampenröhren zu verhüten, dürfen Sie diese nicht nah reinigen. Muß dies aber geschehen, so sind die Röhren längere Zeit auf Papier an eine warme Stelle (Fenster, Kamin, Herdplatte) zu legen und beim erstenmale noch warm anzusehen. Uebrigens gilt auch für Lampenröhren der Grundsatz: je billiger, desto schlechter.

F. v. M. Das Röstlichwerden der Milch beim Sterilisieren in dem bekannten Soxhlet'schen Apparate kommt daher, daß die heiße Milch aus den roten Kupferblechplatten etwas Farbstoff (Schwefelantimon) herauslöst. Sie werden es vermeiden können, wenn Sie die Platten nur so voll machen, daß auch die heiße Milch nicht mehr mit dem roten Kupfer in Berührung kommt. Besser wäre es allerdings, wenn die Fabrikanten Veranlassung nähmen, diesen Uebelstand zu beseitigen, zumal Antimonverbindungen keineswegs als unschädlich zu betrachten sind, wenn auch die in Frage kommenden Mengen nur minimal sind.

Die nächste Nummer (Nr. 23) erscheint in 14 Tagen. Da der „Bazar“ vierteljährlich 12mal erscheint, das Vierteljahr aber 13 Wochen hat, so fällt in jedes Quartal eine Woche, in der keine Nummer ausgegeben wird.

Natur und Erziehung.

Von August Niemann.

Nachdruck verboten.

„Vor kurzem hatte ich das Vergnügen, eine Dame wiederzusehen, in deren Familie ich vor zehn Jahren angenehmen Verkehr gehabt hatte. Ich fragte nach ihren Kindern, die inzwischen herangewachsen sein mußten, und erfuhr, daß sie sich in sehr verschiedener Weise entwickelt hätten.“

„Karl ist Ingenieur geworden,“ erzählte sie. „Sie erinnern sich wohl noch, wie gern er sich als Knabe schon mit Elektrifiziermaschinen und allerhand technischem Kram beschäftigte. Fritz studiert Theologie, und Heinrich wollte durchaus Soldat werden. Er ist im Kadetten-corps. Was aus dem Jüngsten werden soll, wissen wir noch nicht, und mein Mann ist oft außer sich über sein träumerisches Wesen. Er ist so unpraktisch, stolpert über seine eigenen Füße und hat gar keine Initiative. Es kommt mir so vor, als ob er musikalisches Talent hätte, aber man kann ihn doch nicht Musiker werden lassen. Mein Mann ist dagegen, weil das eine unsichere Laufbahn ist.“

„Und die Töchter?“ fragte ich.

„Denken Sie sich: ebenso verschieden wie die Jungen. Jenny ist eine kleine Hausfrau und hilft mir tüchtig, Klärchen malt und liest, aber ist weder in der Küche, noch beim Nähen brauchbar. Nun haben alle Kinder doch dieselbe Erziehung erhalten. Wie kommt es nur, daß sie so verschieden sind? Mein Mann und ich sprechen oft darüber, und wir können es uns nicht erklären. Wir haben sie alle in derselben Weise und in demselben Hause erzogen, aber schon von klein auf waren sie voneinander verschieden, und jedes ist geblieben, wie es war.“

Was mir die Dame berichtete, bestätigte mir eine alte Erfahrung. Ich hatte schon oft gesehen, daß die Kinder einer Familie, wo keine äußerliche Erklärung einer verschiedenartigen Entwicklung möglich war, doch einander unähnlich waren, während in anderen Familien wieder eine große Ähnlichkeit bestand. Und nicht allein hinsichtlich der Fähigkeiten für den Beruf waren sowohl Brüder wie Schwestern einander unähnlich, sondern auch ihre Charaktere waren oft sehr verschieden, sodaß das eine Kind gutmütig, das andere boshaft, das eine eigensinnig, das andere gehorsam, das eine langsam im Begreifen und zäh im Festhalten, das andere schnell von Auffassung und vergesslich war. Und ich hatte oft gedacht, daß die Natur ebensowohl in geistiger wie in körperlicher Hinsicht ihren eigenen Willen haben wollte. Daß, so wenig aus einem kleinen und zierlichen Leibe ein großer und robuster zu machen wäre, ebensowenig die eigentliche Naturanlage der Seele sich ändern ließe.

Was aber, fragte ich mich, ist denn der Wert der Erziehung, wenn die Natur so eifersüchtig auf ihrem Rechte besteht?

Die Erziehung ist von der höchsten Wichtigkeit und bildet im weiteren Sinne die Hauptaufgabe des Staates, aber wir sehen leicht, daß sie so außerordentlich große und schwierige Anforderungen an Eltern und Lehrer stellt, wie sie ohne Mitwirkung und Beihilfe einer andern Macht, die wir Natur nennen wollen, nicht befriedigend gelöst werden können. Wo die Eltern im Wohlstande leben, unter sich völlig einig und dabei von hoher Intelligenz und festem Charakter sind, da mag ihre konsequente, wohlüberlegte Leitung der Kinder und vor allem ihr gutes Beispiel eines wahrhaft tugendhaften Lebens von bedeutendem Einflusse zum Guten sein, aber die tägliche Erfahrung zeigt, daß es solcher musterhaften Familien nur wenige giebt. Weit überwiegend an Zahl sind die Familien, wo dem lieben Gott mehr Dank gebührt als der elterlichen Leitung, wenn die Kinder gut geraten. Wie oft kommt es denn vor, daß so, wie es sein sollte, Haus und Schule sich die Hand reichen, um nach richtigem Plane eine wahrhaft gute Erziehung zu bewirken? Außerdem aber: wer hätte nicht schon gesehen, daß ein Kind aus vortrefflichem, strengem Hause gänzlich aus der Art geschlagen und zum Taugenichts geworden wäre, während andererseits ein Kind, das verwahrloßt aufwuchs und nur schlechte Beispiele im elterlichen Hause sah, zu einem ausgezeichneten Menschen wurde? Wer endlich hat denn die Genies erzogen, jene Menschen, die auf dem Gebiete der Politik, der Religion, der Kunst, der Wissenschaft Außerordentliches leisteten, sodaß sie als Vorbilder für Millionen leuchtend dastehen? Gelernt könnten sie doch nur von Ebenbürtigen oder Größeren haben, und ihre Eltern und Lehrer waren unbekannt, mittelmäßige Menschen.

Überlegen wir uns, daß die Handlungen des Menschen aus seinem Gedankenleben hervorgehen, daß Vorstellung, Schlüsse und Absicht im Geiste entstehen und dann erst im Leben zum Ausdruck kommen! Dann erkennen wir, daß die Erziehung eigentlich die Aufgabe haben müßte, die Gedanken des Kindes zu erzeugen, wenn sie wirklich Erziehung genannt werden dürfte und nicht bloße Dressur sein wollte. Und nun stelle man sich vor, wie Eltern und Lehrer es anfangen sollen, die Gedanken des Kindes auch nur zu leiten, geschweige denn zu erzeugen. Im besten Falle kann der Erzieher doch wohl nur beobachten, was in der Kindesseele keimt und zum Ausbruch drängt, um dann weise das zu berichtigen, was ihm verkehrt, das zu entwickeln, was ihm gut erscheint. Er kann seine eigenen Gedanken aussprechen und dadurch gleichsam einen Samen austreuen, der gute Frucht tragen soll, aber das Denken des Kindes selbst erzeugen kann er ebensowenig, wie der Gärtner dem Erdboden die erzeugende und ernährende Kraft geben kann.

Beim Kinde schon wie später beim gereiften Menschen entpringt das Denken einer geheimnisvollen Kraft, die der Individualität angehört. Schiller sagt: „Wie der Quell aus verborgenen Tiefen, so des Sängers Lied aus dem Innern



Großherzogin Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin.

In Schwerin ist am 21. April die verwitwete Großherzogin Alexandrine, die letzte von den Geschwistern und Jugendgenossen Kaiser Wilhelms I., infolge einer Lungen- und Herzlähmung gestorben. Am 23. Februar 1803 als Tochter König Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise von Preußen geboren, hat sie ein Alter von mehr als 89 Jahren erreicht. Neunzehnjährig vermählte sie sich mit dem Großherzog Franz von Mecklenburg-Schwerin, dem sie zwei Söhne schenkte: den nachmaligen Großherzog Friedrich Franz II. und den Herzog Wilhelm. Sie hat ihren Gemahl und beide Söhne überlebt. Ihr stilles Walten in der mecklenburgischen Residenz war ein geeignetes; solange Kaiser Wilhelm I. lebte, war sie alljährlich in Berlin auf längere Zeit zu Gast bei ihrem kaiserlichen Bruder, an dem sie mit herzlicher Liebe hing. (Ausführliches Lebensbild der Verstorbenen i. Jahrg. 1888, S. 221.)

schallt.“ Jedes Denken aber ist dem Liede des Sängers gleich, und noch niemand hat wohl ein Kind beobachtet, ohne zu entdecken, daß hier eine Quelle des Denkens sprudelt, deren Ursprung in unberechenbaren Tiefen liegt. Äußerer Einfluß kann den in Worten und Handlungen zu Tage tretenden Quell hierhin und dorthin lenken und auch die Farbe des Wassers verändern, aber den Ursprung selbst muß der Erzieher gewahren lassen. Wie der Apfelbaum Aepfel und der Weinstock Trauben, der Dornstrauch aber Dornen trägt, so kommen aus dem guten Kinde gute Gedanken, aus dem lebhaften Kinde schnelle Wahrnehmungen, aus dem eigensinnigen und boshaften Kinde aber häßliche Dinge hervor. Man hat wohl eine Trennung der Eigenschaften vornehmen wollen und gesagt, allerdings wären bestimmte Talente wie die der Musik, Malerei und Dichtkunst angeboren, aber Charaktereigenschaften, wie Gutmütigkeit, Mut, Eigensinn, der Erziehung unterworfen und aus ihr hervorgehend. Das erscheint jedoch als Irrtum, wenn wir näher zusehen und vergleichen. Diese Trennung ist unmöglich. Ohne Belehrung und Fleiß wird ein musikalisches Kind kein tüchtiger Musiker, ein zum Malen, Zeichnen, zur Plastik, zum Dichten angelegtes Kind kein tüchtiger Künstler. Ebenso ist zum guten Ingenieur, zum Architekten, zum Geistlichen, zum Arzt, zum Beamten Anlage erforderlich und ebenso Belehrung und Studium. Die richtig geleitete Übung entwickelt den angeborenen Sinn für jedes Fach, und nur Mittelmäßiges kommt dabei heraus, wenn entweder die Anlage oder die Ausbildung fehlt. Nicht anders ist es mit den Eigenschaften, die wir moralisch nennen und die ja bei allen Berufsweisen im Verein mit den Talenten auftreten und das Ganze der Persönlichkeit schaffen. Denn moralische Eigenschaften sind auch für den Künstler wie für den Beamten, Arzt und Offizier erforderlich, wenn er etwas Tüchtiges werden will. Mut und Feigheit, Güte und Bosheit, Schnelligkeit und Langsamkeit, praktischer und unpraktischer Sinn, Treue und Treulosigkeit, Gewissenhaftigkeit und Gewissenlosigkeit, Würde und niedriger Sinn, Glaube und Zweifelsucht, Frömmigkeit und Gottlosigkeit, Festigkeit und Unbeständigkeit sind Eigenschaften, die ebensowohl angeboren sind, wie sie von der Erziehung beeinflusst werden.

Darüber sind sich auch alle Menschen klar, wenn sie sich gleich der Sache nicht immer bewußt sind: daß ihren Mitmenschen ein bestimmter Charakter innewohnt, der, mag er natürlich oder erzogen sein, sicherlich unveränderlich ist. Wie würde man sonst zu einem Urteil über andere Menschen kommen können? Aber instinktmäßig bilden wir uns doch ein Urteil über unsere Freunde, Bekannten und alle, mit denen wir zusammentreffen, schon nach ihrem Äußeren, oder vielmehr nach einem unerklärlichen, aus vielen seinen Zügen zusammengesetzten Etwas, das aus ihrem Äußeren spricht.

Manche Menschen, und namentlich feinsinnige Frauen, besitzen eine wunderbare Schärfe der Beobachtung, sodaß sie sich beim ersten Anblick eines Menschen ein genaues, durchaus zutreffendes Urteil seines Charakters bilden, das vielleicht später getrübt, schließlich aber als das richtige erkannt wird. Das wäre unmöglich, wenn hier nicht die Natur spräche, und zwar deutlich ansäße: diesen Menschen habe ich als Persönlichkeit geschaffen, und er ist unveränderlich, mag er sich auch noch so sehr verstellen.

Keine Mutter aber wird bestreiten, daß sie ihres Kindes Charakter und Natur gekannt hat, als es noch ganz klein war. Es konnte kaum laufen, da sah die Mutter in ihm schon den Menschen, der er bis an sein Lebensende bleiben würde, und sie bestätigt den alten Ausspruch, daß das Kind des Mannes Vater ist. Die Verhältnisse ändern sich, die Umstände geben den Worten und Handlungen des Kindes, wenn es heranwächst, eine andere Bedeutung, aber so wie sie den Sohn und die Tochter dem Gesicht und der Haltung nach wiedererkennt, mag die Trennung noch so lang gewesen sein, so und noch viel deutlicher erkennt die Mutter den Charakter wieder, der sie in den ersten Lebensjahren erfreut oder erschreckt hat. Es giebt Veränderungen. Shakespeare läßt die Mutter des furchtbaren Richard III. sagen: „Launisch und eigensinnig deine Kindheit, die Schulzeit schreckhaft, heillos, wild und wütig, dein Jugendalter stolz, fein, schlau und blutig.“ Aber das sind Veränderungen, die besser eine Entwicklung genannt werden. Wie das freundliche Kind, das gern in seinem Bettchen die Hände faltete und sein Brot dem Armen schenkte, als Mann zum Pfarrer wird, dessen aufrichtige Frömmigkeit und offene Hand die Gemeinde erbauen, so wird das tüchtige Kind, das Tiere quält, als Mann ein böser Lumpen und, wenn das Unglück es will, ein Verbrecher werden.

Was soll nun der Erzieher thun? Es wäre gut, wenn er sich zunächst klar machte, daß das Böse nicht positiver, sondern negativer Art ist. Pädagogen zu Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts haben wohl gesagt, von Natur wären alle Kinder gut. Das ist nur mit Einschränkung anzunehmen, nämlich unter der Voraussetzung, daß das Böse eine geringere Anlage zum Guten sei. Denn daß Kinder schon recht schlecht erscheinen können, woraus denn die Theorie der Erbsünde — pädagogisch, nicht theologisch genommen — hervorgegangen ist, läßt sich nicht leugnen. Aber auch das böse Kind ist zum Guten zu erweichen und zeigt dem einsichtigen Erzieher, daß ein Mangel vorliegt, aber keine positiv böse Kraft. Es giebt keine böse Kraft, sondern das Böse ist immer Schwäche. Stark ist allein das Gute, und der Stärkste ist Gott, der Vollkommene.

Nachdem der Erzieher sich dies aber klar gemacht hat, soll er nach dem Vorbilde Christi verfahren, nämlich erweckend und stärkend auf die guten Eigenschaften des Kindes wirken, den schlechten Eigenschaften aber die Gelegenheit der Bethätigung aus dem Wege räumen. Christus wollte diese Gelegenheiten hauptsächlich dadurch entfernen, daß er die Liebe zum Besitz ertöte, und im christlichen Sinne soll demgemäß das Haus durch Einfachheit und Mäßigkeit ausgezehrt sein. Aus diesem Boden entwickelt sich am leichtesten die Liebe zum Guten. Und ferner ist insbesondere die christliche Milde kein leeres Wort, das heißt, auf die Erziehung angewandt: es soll wohl bedacht werden, daß die Kinder nicht gereizt werden dürfen. Das hat keine besondere Bedeutung für den Fehler, der von den Erziehern am meisten beklagt wird, nämlich den Eigensinn. Der Eigensinn ist dieselbe Eigenschaft, die auch den Namen der Charakterfestigkeit trägt, und kein großer Mann, kein Reformator, kein Entdecker oder Erfinder ist ohne diese Eigenschaft zu denken, die ihn antreibt, seine Idee der Meinung aller Welt zum Trotz durchzuführen. Häßlich erscheint sie beim Kinde, noch mehr jedoch erscheint sie lästig, weil sie die Absichten des Erziehers durchkreuzt, wie denn überhaupt, der Schwäche menschlicher Einsicht zufolge, die Erziehung sich oft mehr gegen das Lästige als gegen das Schlechte kehrt. Da ist nun gerade beim Eigensinn wohl zu bedenken, daß Widerstand die eigensinnige Kraft nicht bricht, sondern stärkt. Früher pflegten die Orthopäden wohl schwere Gewichte in der Hand tragen zu lassen, um einen gekrümmten Arm zu strecken. Sie haben entdeckt, daß das Gegenteil der erstrebten Wirkung eintrat. So ist es auch mit dem Eigensinn. Gebrochen kann er nicht werden, er verbirgt sich nur und läßt den Haß emporkommen.

Im allgemeinen aber ist zu bemerken, daß die Erziehung am wirksamsten bei den mittelmäßigen Charakteren ist, bei denen, die weder im Guten, noch im Bösen ausgezeichnet sind. Bei ausgeprägten Charakteren, wie sie sich schon im frühesten Kindesalter zeigen, wirkt sie wenig. Hier hat die Natur ihren eigenen Stempel so klar und scharf auf die Seele gedrückt, daß menschliches Bemühen die Prägung nicht verwischen kann. Deshalb sollten die Erzieher der hervorragenden Menschen nicht allzu stolz und die Erzieher der Beschwicthen nicht allzu traurig sein. Eltern und Lehrer sollten sich vor Augen halten, daß Gott die Erziehung der Menschen überhaupt wohl aus weiser Absicht in der eigenen allmächtigen Hand behält, weil es übel bestellt sein würde um des Menschengeschlechts Entwicklung, wenn menschlicher Klugheit eine so große Aufgabe überlassen bliebe. Ein jeder Mensch kann ein besonderer fleischgewordener Gedanke Gottes genannt werden, und was wir die Natur eines Menschen nennen, ist eben diese Besonderheit, wodurch das Individuum im Unendlichen wurzelt und zur Unendlichkeit veranlagt ist — nicht im irdischen Dasein beschloßen und zu diesem allein bestimmt, sondern eine Persönlichkeit von metaphysischer Bedeutung.